

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 69 (2019)

Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen = Recensions = Recensioni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen / Recensions / Recensioni

Margrit V. Zinggeler, *Swiss Maid. The Untold Story of Women's Contributions to Switzerland's Success*, New York: Peter Lang, 2017, 384 Seiten.

«This book would not have come into existence had not my former student (...) presented me with R. James Breiding's book 'The Untold Story behind Switzerland's Success'», schreibt Margrit V. Zinggeler zu Anfang ihres Buches. Breidings Buch, auf das sie verweist, erschien 2013 in London.¹ Es beschreibt nicht uninteressant den wirtschaftlichen Erfolg der Schweiz, seine Pioniere und Erfolgsmodelle. Was aber besonders auffällt: Es ist klinisch rein geputzt von noch so mikroskopisch kleinen Verweisen auf weibliche Erfolgsgeschichten. Da ist keine Pauline Zimmerli erwähnt, welche die Textilindustrie befruchtete, keine Else Züblin, die einen heutigen Gastrokonzern initiierte und keine Elisabeth Feller, die ein Elektrotechnikunternehmen zum Erfolg führte. Neu oder aussergewöhnlich ist das leider nicht. Selbst in den kürzlich erst erschienenen Geschichten der Schweiz kommen die weiblichen Wesen höchstens in homöopathischen Dosierungen vor. Doch die in Michigan USA lebende und lehrende Margrit V. Zinggeler erstaunte dies sehr.

Die ursprünglich aus der Ostschweiz stammende Germanistikprofessorin beliess es nicht dabei, diesen Missstand einfach nur zu beklagen. Sie begann, nach jenen zahlreichen Schweizer Frauen zu forschen, die mit ihrer unermüdlichen Arbeit mithalfen, die Nation aufzubauen, also nach den Hausfrauen, Bäuerinnen, Ehefrauen, Arbeiterinnen, Angestellten, Krankenschwestern, Klosterfrauen, Lehrerinnen, Unternehmerinnen ... Sie durchpflügte die von vielen Frauen und wenigen Männern geschriebenen Partialberichte und Einzelbiografien, Statistiken und Datensammlungen. Sie reiste ins Internet und in die Schweiz. Schliesslich schrieb sie das Buch mit dem doppeldeutigen Titel, der auf die *Swiss Maid* als weltweit bekanntes Mädchen-Stagiare ebenso anspielt wie auf die Qualitätsarbeit des Landes, das *Swiss Made*.

Ihr Buch startet mit der persönlichen Geschichte ihrer Vorfahrinnen. Dann spannt sie einen weiten Bogen von den Römerinnen und den ersten Frauenklöstern bis zu den heute erfolgreichen weiblichen CEOs, den strahlenden Bundesrätinnen und Petra Volpes Film über die «Göttliche Ordnung». Grosszügig ist auch der Gesamtrahmen. Die Genesis, Goethe und Mao Zedong dürfen ein Wörtchen mitreden. Auch filmische und musische Dokumente sind eingearbeitet, Reisen und Begegnungen werden geschildert – es ist keine Papierstudie aus den USA, es soll erlebte Geschichte sein.

Das schwächste Kapitel dürfte wohl das zur Politik beziehungsweise zum Stimmrechtskampf sein. Zinggeler wollte in ihrem Buch mehr auf Hintergrundarbeiterinnen fokussieren denn auf Frauen, die Spuren hinterlassen haben. Doch kommt man nicht an einem Kapitel zu den *Women in Politics* vorbei. Zinggeler streut denn auch einen riesigen Strauss zweifellos wichtiger Namen über wenige Seiten hin in ihre Studie ein: Von Queen Agnes, Meta von Salis und Carl Hilty bis hin zu Iris von Roten, Kunigund Feldges-Oeri und Emilie Lieberherr. Für die US-Leserin vielleicht etwas des Guten zu viel.

Dennoch sind die Rollen der genannten Personen im Stimmrechtskampf nicht unbedingt nachvollziehbar. Etwa die von Marie Boehlen, deren viele Ämter zwar exakt aufgezählt werden, nicht aber ihr Hauptverdienst, 1959 eine erste nationale Stimmrechts-

¹ Deutschsprachige Originalversion: R. James Breiding, Gerhard Schwarz, *Wirtschaftswunder Schweiz*, Zürich 2011.

vorlage miterzwungen und an vorderster Front erkämpft zu haben. Boehlen hatte erkannt, dass kein Weg daran vorbeiführte, dass das Stimm- und Wahlrecht nur auf die harte Tour mit einem Urnengang zu erkämpfen war und dass es nicht einfach mit einem Akt des Bundesgerichts gewährt werden konnte, wie sich dies unter anderem Iris von Roten vorstellte. Das bürgerliche Pendant zur SP-Kämpferin Marie Boehlen, die spätere SVP-Frau Marthe Gosteli, die dann 1971 an der Spitze des Stimmrechtskampfes stand, kommt hingegen bei Margrit V. Zinggeler zu Recht als Interviewpartnerin und Gründerin des Archivs zur Geschichte der Schweizerischen Frauenbewegung rege zu Wort. Ihre Rolle in den klassischen Frauenverbänden wird herausgearbeitet, ebenfalls die mutige «Erpressung» – «the pressure and blackmailing» – durch diese Verbände anlässlich der Unterzeichnung der Menschenrechtskonvention, die sie nicht ohne erneute Abstimmung zum Frauenstimmrecht durchliessen.²

Zinggeler bescheinigt den Schweizerinnen, nach dem Durchbruch im Stimm-, Wahl- und Familienrecht besonders schnell aufgeholt zu haben, ja die USA und andere Länder oft bereits zu übertreffen. Sie kommt auch auf Donald Trump, Hillary Clinton und den March of Women to Washington 2017 zu sprechen. Immer zieht Zinggeler die Bilanz des gegenwärtig Erreichten, und immer werden persönliche Geschichten dazu erzählt.

Zinggeler hat erfrischenderweise auch einen etwas anderen Blick aufs Geschehen und holt Namen ans Tageslicht, die selbst für Kennerinnen überraschend sind. Dass Hilde Schwab, die Ehefrau von Klaus, dem deutschen Gründer und Präsidenten des Weltwirtschaftsforums, «one of the most revered women in Switzerland» sei, mag doch erstaunen.

Sicher muss man an *Swiss Maid* das eine oder andere kritisieren, inklusive das fehlende Namensverzeichnis, doch sollte dies hinter dem Verdienst, eine erfolgreiche «Story of Women's Contributions to Switzerland's Success» erzählt zu haben, zurücktreten. Margrit V. Zinggeler gelang es, «the underlying primary infrastructure» zu präsentieren, die den von Breiding beschworenen schweizerischen Erfolg ermöglichte und ermöglicht. Nach der Lektüre des Buches mag der amerikanischen Leserin der Kopf brummen ob der Informationsfülle und den zahllosen Namen, aber keine wird mehr den Eindruck haben, die Schweizerinnen hätten zur Geschichte ihres Landes nichts beigetragen.

Noch beklagt Zinggeler's Buch das Fehlen einer «masterfully narrated story of the political history of the Swiss Maids». Vielleicht anerkennt ja jetzt die schweizerische wissenschaftliche und wirtschaftliche Männerelite auf dem amerikanischen Umweg, dass *the Swiss Maid had made it*, dass Schweizer Mädchen es geschafft haben, die Schweiz erfolgreich zu machen.

Franziska Rogger, *Hinterkappelen*

Susanna Burghartz, Lucas Burkart, Christine Göttler, *Sites of Mediation. Connected Histories of Places, Processes, and Objects in Europe and Beyond, 1450–1650*, Leiden / Boston: Brill, 2016 (Intersections, Bd. 47), 430 Seiten, 110 Abbildungen.

Ziel der Herausgeber und Autoren ist klar: Es gilt, das *container-thinking* und den methodologischen Nationalismus der traditionellen historischen Disziplinen zu überwinden, welche lange Zeit die Nation und den Staat als prädestiniertes Analyseobjekt festschrieben und nach wie vor in starkem Masse in ihren jeweiligen Fachdisziplinen verharren.

² Vgl. dazu einlässlicher die Rezensentin, in: Gebt den Schweizerinnen ihre Geschichte. Marthe Gosteli, ihr Archiv und der übersehene Kampf ums Frauenstimmrecht, Zürich 2015.

Geschichte müsse durch ihre direkten und indirekten Verflechtungen und Beziehungsketten, ihre lokalen Begegnungen und globalen Beziehungen analysiert werden, unter ständiger Berücksichtigung ihrer unterschiedlichen Intensitäten und Wirkungsbereiche. «In this way, connectivity in history sheds light equally on the circulation of persons, concepts, knowledge and goods and explores them in concrete spatial contexts.» (S. 2)

Es ist Susanna Burghartz, Lucas Burkart und Christine Göttler, dies sei an dieser Stelle bereits erwähnt, vollends gelungen, die obige Agenda in der vorliegenden Studie konstant durchzusetzen. Es ist vor allem die konkrete methodische Anwendung, welche die Studie so wertvoll und zu einer ausgezeichneten Vorlage für weitere disziplinübergreifende Forschungsprojekte innerhalb der vormodernen Globalgeschichte macht. Denn obwohl es in den letzten Jahren ohne Zweifel eine Öffnung der Mediävistik und der frühneuzeitlichen Geschichtswissenschaft hin zu einer globalen Perspektive und Analyse gegeben hat und wichtige Pionierstudien erschienen sind, stecken wir doch nach wie vor ziemlich am Anfang. Die hier zu besprechende Studie ist daher ein äusserst wichtiger Beitrag zu diesem spannenden und stetig wachsenden Forschungsfeld.

Grundlage des Projekts war das von 2012–2016 von der Swiss National Science Foundation geförderte interdisziplinäre Doktoratsprogramm *Sites of Mediation: Entangled Histories of Europe 1450–1650*. Die Früchte dieses Forschungsprojektes liegen dem Leser nun in der angesehenen Reihe *Intersections. Interdisciplinary Studies in Early Modern Culture* des Brill-Verlages vor und belegen deutlich, wie viel mit interdisziplinär angelegten Doktoratsprogrammen erreicht werden kann. Denn während manche Doktorierende in den Geistes- und Kulturwissenschaften ohne jegliche Betreuung oftmals bis zum Tage ihre Verteidigung auf sich alleine gestellt vor sich hin promovieren, wurde hier offensichtlich alles richtig gemacht und man muss dem Herausgeber- und Autorenteam ausdrücklich zu diesem gelungen Wurf gratulieren. Und wenn dann noch Grössen der Forschung, wie beispielsweise Antonella Romano (Directrice d'études am *Centre Alexandre Koyré*), sich dazu bereit erklären, ein auf den wissenschaftlichen Nachwuchs konzentriertes Forschungsvorhaben zu unterstützen, scheint der Erfolg garantiert.

Das Herausgeber- und Autorenteam verbindet erfolgreich globale Perspektiven und Forschungsfragen mit der Geschichte der materiellen Kultur und unterstreicht auf diese Weise das grosse Analysepotenzial von Objekten, Artefakten, Bildern und unterschiedlichsten anderen (Alltags-)Gegenständen, um die jeweils individuellen globalen Vorstellungswelten (im vorliegenden Fall primär) urbaner Kulturen zu analysieren. Hierfür konzentrieren sich die jeweiligen Artikel auf eine Reihe von europäischen Städten, die auf verschiedenen Ebenen der globalen und interregionalen Vernetzungen operierten und hier als Orte der Konnektivität, Begegnung und des Austauschs vorgestellt werden. Den analytischen Begriff ihres Titels *Sites* definieren Burghartz, Burkart und Göttler als «location, place, position, situation, or scene of particular activity, among other things» (S. 1). Diese Vielseitigkeit mache, so die Herausgeber, «‘site’ an appropriate concept to account for different and even divergent cultural and societal perspectives» (S. 1). *Mediation*, so weiter, «foregrounds relational and dynamic activities» (S. 1).

Nach der äusserst gelungen Einleitung, in der die Herausgeber das weitgefächerte und komplexe Forschungsfeld pragmatisch und verständnisvoll darstellen, folgen die drei Sktionen der Studie: *Staging Encounters* (S. 23–156), *Translation, Transmission, Transformation* (S. 157–296), *Fluid Worlds* (S. 297–406). Nach der Lektüre war schnell klar, dass die Artikel der drei Sktionen allesamt vorbildhafte Fallstudien sind und erfolgreich zu einer methodischen *tool-box* beitragen, welche wir so dringend für die vormoderne

Globalgeschichte benötigen. Aber Schritt für Schritt: Es ist kein leichtes, einen solch geglückten Sammelband auf ein paar Seiten zu rezensieren. Daher können auch nur ein paar der hier vorliegenden Beiträge in Kürze vorgestellt werden, obwohl alle, das sei noch einmal ausdrücklich erwähnt, eine intensive Besprechung verdient hätten.

Antonella Romano leitet den Sammelband mit ihrem Beitrag *Rome and its Indies: A Global System of Knowledge at the End of the Sixteenth Century* (S. 23–45) ein. Im Mittelpunkt ihrer Analyse steht der Besuch fünf junger japanischer Männer in Rom, deren Familien bereits seit den 1540er Jahren in Kontakt mit den Portugiesen standen. Der Besuch stellt den wohl spektakulärsten Moment in Roms vormoderner globaler Verflechtungsgeschichte dar und er erfuhr europaweit eine enorme Aufmerksamkeit. Wenn von Rom als Weltstadt die Rede ist, dürfe dies aber nicht missverstanden werden als eine das weltweite Wissen dominierende und monopolisierende Metropole. Vielmehr, so die Autorin, war das Rom der «*post-Tridentine policy*» (S. 27) eine, wenn auch herausragende, Wissensmetropole unter anderen. Man fand in Rom zwar «(...) the knowledge of the world in a nutshell»; aber eben nicht, weil es einzig Akteur, sondern eben genauso Profiteur des frühneuzeitlichen globalen Wissenstransfers war.

Die Bedeutung Roms als Ort frühneuzeitlicher globaler Wissensvermittlung liegt, so die Autorin, also in seiner kumulativen Funktion. Denn was dort an Information von und über Japan letztlich ankam, basierte vielfach auf externen Vorkenntnissen, die von anderen Orten und Kanälen stammten, welche wiederum von anderen Akteuren vermittelt wurden und erst dann in den vielen Intellektuellen *Hubs* der Heiligen Stadt verarbeitet wurden. Vor diesem hochkomplexen Hintergrund muss daher die Bedeutung und Wirkung der japanischen Gesandtschaft als auch die Veröffentlichung des ersten spanischen Buches über China durch González de Mendoza verstanden werden. Japan und China trafen sich in Rom, aber eben nicht (!) durch Initiative eines römischen Masterplans, wie ein traditioneller diffusionistischer Ansatz argumentieren würde, sondern vielmehr aufgrund einer fragilen und vielschichtigen Konstellation, welche die verschiedenen Ressourcen – soziale, kulturelle und politische – zu stärken vermochte und Rom als Standort weltweiter Wissensproduktion begünstigte. «The connecting power of Rome – either directly or indirectly through a series of other sites of mediation, as is the case with both Nagasaki and Macao – defines it as the site of a global system of knowledge.» (S. 44)

Benedikt Bego-Ghina beschäftigt sich mit dem vielfältigen Wissenstransfer zwischen Venedig und der Levante nach der für das Christentum dramatischen Eroberung Konstantinopels 1453, in *Settings the Stage for Oneself and Others: Venice and the Levant in the Fifteenth Century* (S. 71–93). In einer ausgezeichneten Rezipienten-Analyse schafft es Bego-Ghina aufzuzeigen, dass die Schriften der Venezianer aus Istanbul insbesondere auch dazu dienten, das Lesepublikum zu Hause subtil zu beeinflussen. Der Autor konzentriert sich vor allem auf die schillernde Figur des Bartolomeo Minio (1428–1518) und seine Schriften in die Heimat. Minio verschleierte in seinen Berichten die schwache Position Venedigs gegenüber dem Osmanischen Reich. Während die Forschung generell dazu tendiert, Venedig eine pragmatische und rationale Haltung gegenüber seinen mächtigen muslimischen Nachbarn im Osten zuzuschreiben, zeigt Bego-Ghina, wie Minios Beschreibungen eine starke ideologische Komponente aufwiesen. Es war für ihn schlichtweg nicht möglich, so der Autor, seinem Lesepublikum die harte Realität, nämlich die eigene unterlegene Position gegenüber den Osmanen, unverblümt darzulegen: «In this regard Minio played to the expectations of his Venetian audience, manifested partially in the humanist discourse about the Ottomans.» (S. 92)

Der Nachteil einiger globalhistorischer Analysen liegt oftmals darin, dass sie sich einzig mit fancy-klingenden Terminen wie *border-crossing*, Mobilität, Netzwerkanalyse oder dem individuellen *traveller* beschäftigen, ohne dabei auf die vielfältigen (politischen, ökonomischen, ökologischen, militärischen, religiösen, etc.) globalen Machtstrukturen einzugehen, welche auf die jeweiligen Akteure einwirkten und deren Handlungen und Entscheidungen beeinflussten. Dies vermeidet Franziska Hilfiker in ihrem Aufsatz *Negotiating Arctic Waters: John Davis's The Worldes Hydrographical Discription* (S. 353–372), indem sie ihre Ergebnisse konsequent in den kolonialen Machtkampf um 1600 einbettet. Sie zeigt auf, wie facettenreich und vielschichtig die Wissensanreicherung über die Ozeane zu Beginn des 17. Jahrhunderts war und wie sie gezielt in den politischen Diskurs integriert wurde.

(...) the exploration of Arctic hydrography and geography and its negotiation in and through different media was also positively stimulated by imperial rivalries and competition at sea. At the time, the mediation of these maritime spaces can also be read in part as a cooperative, trans-imperial project, one that (...) linked the cities of London and Amsterdam. (S. 370)

Obwohl die Autoren alle sehr gute Zusammenfassungen liefern, hätte man sich doch eine kurze abschliessende Schlussbetrachtung der Herausgeber gewünscht, beispielsweise mit einem Forschungsausblick und einem Appell zur Zusammenarbeit mit anderen kleineren Fächern, etwa der Islamwissenschaft. Was waren hier die vormodernen *sites of mediation* und deren Akteure? Dies ist allerdings nur ein minimaler Kritikpunkt eines sonst begeisterten Lesers und drückt vor allem die Hoffnung aus, dass sich an dieses erfolgreich abgeschlossene Projekt bald ein neues anschliessen wird. Die Studie ist sehr gut gegliedert und – das ist kein Normalfall – die Farbbilder und Stiche von ausgezeichneter Qualität. «Sites of Mediation: A Working Perspective?» (S. 3) Absolut! Die vorliegende Studie ist eine mustergültige Vorlage *in optima forma*, wie künftige Sammelbände zu diesem Thema zu gestalten sind: nämlich fächerübergreifend, transdisziplinär und im konsequentem Dialog zwischen etablierten und anerkannten Wissenschaftlern auf der einen und motivierten und engagierten Nachwuchswissenschaftlern auf der anderen Seite.

Tilmann Kulke, Ilia State University

Magali Delaloye, *Une histoire érotique du Kremlin. D'Ivan le Terrible à Raïssa Gorbatcheva*, Paris: Payot, 2016, 300 pages.

Disons-le d'entrée, d'érotisme, même pris dans son acception la plus large comme le suggère l'introduction, il n'est guère question dans cette version coupée et très remaniée d'une thèse soutenue à l'Université de Berne en 2015. Non que les individus formant le cercle du Kremlin soient dénués de désir et libres de relation sexuelle, ils illustrent à cet égard tout l'éventail des pratiques légales et illégales de leurs contemporains. Mais parce que l'adjectif érotique me semble à la fois inapproprié dans la perspective de genre retenue par l'auteure et bien trop réducteur pour couvrir l'éventail des relations humaines (amour, amitié, conjugalité, complicité, peur, trahison) nouées par l'équipe dirigeante et leurs épouses. Ce sont en effet les femmes et le féminin que Magali Delaloye s'efforce de faire émerger de cet espace du pouvoir si traditionnellement masculin, où vie privée et vie publique furent de tous temps imbriquées.

Longtemps objet marginal de la recherche, le thème de la vie privée et intime en Union soviétique n'est plus tout-à-fait inédit. Le sujet a suscité une floraison de publications, depuis la remise en cause à partir des années 70 des analyses globalisantes et des approches structurelles qui plaçaient l'individu au second plan, et surtout grâce à l'accès depuis les années 1990 à de nouvelles sources. Des travaux qui portent tant sur le cercle dirigeant (Oleg Khlevniouk, Sheila Fitzpatrick,) et Staline en particulier (Lili Marcou,), que sur les citoyens de base (Oleg Kharkhordin, Jochen Hellbeck). Mais le livre de Magali Delaloye nous raconte l'histoire souvent intéressante de cette intimité de la vie des dirigeants vivant au Kremlin dans une perspective de genre: quel type de relation de sexe et de genre se noue dans l'intimité du Kremlin? Car l'auteure ne se limite pas à la place des femmes et à leurs représentations, mais questionne la brève déconstruction des rapports de genre initiée par la révolution. Une histoire de la vie privée plus que des émotions, encore que la dévotion et la peur soient omniprésentes tout au long de l'ouvrage.

A défaut d'être équilibré, le découpage de l'ouvrage en cinq parties chronologiques, dont trois consacrées au règne de Staline, se fait à partir de thèmes cohérents, et souvent stimulants. Seule fait exception, en raison de l'étendue de la période couverte (du 15^e siècle à 1924), la première partie. Intitulé «Amour meurtre et dynastie», le premier chapitre est consacré au rôle des femmes du Kremlin d'Ivan III à Pierre le Grand. Outre ce qui est attendu d'elles, le bien-être de leur mari, la capacité à engendrer des héritiers mâles en bonne santé, l'exercice de la couture, elles disposent parfois en tant que conjointe puis en tant que mère d'une influence déterminante sur les affaires de l'Etat. Mais leur position est précaire; en raison de la forte mortalité infantile et maternelle, mais aussi des intrigues, les tsars se marient souvent plusieurs fois, entraînant l'exil, l'entrée au monastère, la prison ou la mort de la famille déchue. Instrumentalisées dans les stratégies politiques et territoriales, les femmes n'en jouent pas moins un rôle important, à l'exemple de la seconde épouse d'Ivan III, la princesse Zoé Paléologue, nièce du dernier empereur byzantin. La princesse va totalement bouleverser les habitudes du palais princier, et métamorphoser le Kremlin primitif érigé au 14^e siècle. Elle confie à l'architecte italien Féorovanti la construction de palais, dont celui à Facettes, et d'églises, fait élever des tours style Renaissance sur le Kremlin et introduit le protocole de la cour de Byzance et ses insignes. Plus déterminant encore est son rôle dans le bouleversement de l'ordre de succession dynastique. Malgré la règle héréditaire qui a remplacé l'ancien principe de frère aîné à frère cadet, Zoé parvient à imposer son fils aux dépens de la descendance de la première épouse d'Ivan III. Dans ce système de succession dynastique par primogéniture, le pouvoir autocratique mis en place sous les règnes d'Ivan III, de Vassily III (1505–1533) et d'Ivan IV, demeure suspendu à la capacité reproductive des épouses légitimes.

Ivan IV, incarne parfaitement cette dépendance des tsars. Issu comme son père Vassily III d'un second mariage du Tsar, le tsarévitch doit d'abord beaucoup à sa mère, Elena Glinskaïa, qui sut faire prévaloir le principe de primogéniture et assurer sa protection en prenant la régence. C'est aussi elle qui prit l'initiative de le faire couronner tsar à la cathédrale de la Dormition de Moscou, à un an, puis de l'introniser Grand-Prince avec l'accord du métropolite Daniel avant sa majorité. Faute de réseau dans l'aristocratie européenne, Ivan se marie avec Anastasia Romanov, la fille d'un boyard à la beauté frappante, à la suite d'une parade de jeunes filles, puis avec une princesse tcherkesse, en tout plus de six fois rompant ainsi avec la tradition orthodoxe qui en cas de veuvage limite les mariages au nombre de trois. Ivan devenu le terrible, qui ne fut pas si terrible avec ses

épouses, préférant l'enfermement au couvent à la mort, alors que pour sa part il se livre à des orgies dans le monastère d'Alexandrovskaïa Sloboda, laisse deux fils à sa mort en 1584. Dmitri, alors âgé de deux ans et Fedor, 27 ans, faible d'esprit et de caractère. Le premier décède avant d'atteindre la majorité d'un accident lors d'une crise d'épilepsie. Après le mort de Fedor en 1598, suivie de l'abdication de sa femme, il n'y a plus de successeur. Avec la fin des Riourikides s'ouvre le Temps des troubles. Mais on ne saura rien du passage au Kremlin de l'aventurière polonaise Marina Mniszek, femme des deux faux Dmitri, pas plus que des conjointes, sœurs ou mères des premiers Romanov.

Magali Delaloye reprend son récit avec le Tsar Pierre 1^{er}, demi-frère d'Ivan V et fils de Natalia Kirillovna Narychkina. La seconde épouse d'Alexis 1^{er} est une femme cultivée et émancipée qui transmet son goût de l'Europe à son fils. Après l'évincement de la régence de sa demi-sœur, la redoutable Sophie, qui est aussi l'amante de Vassili Golitsyne, à la suite de l'échec d'un complot visant à éliminer son demi-frère, Pierre confie le pouvoir à cette mère qu'il chérit. Marié à la belle Eudoxie Loupoukhine qui lui donne trois fils, dont deux ne survivront pas, Pierre néglige son épouse, mais il attendra le décès de Natalia Kirillovna Narychkina pour l'envoyer au couvent. Ayant coupé tout lien avec l'Eglise orthodoxe, le souverain mène une vie dissolue de ripaille dans le quartier allemand en compagnie de ses amis étrangers, entretenant une maîtresse pendant douze ans, puis finissant par en épouser une autre, la future Catherine. Bien qu'ayant élargi les bases de l'autocratie, en renforçant son pouvoir et son contrôle sur toutes les couches de la société et les différentes institutions, Pierre se heurte à de nombreuses oppositions, impliquant Eudoxie et son fils, Alexis Pétrovitch qu'il fait condamner à mort. Son épouse qui lui succède sur le trône inaugure ainsi le siècle des impératrices dont l'histoire, qui se déroule à Saint-Pétersbourg, n'est pas narrée ici.

Le retour au Kremlin se fait en mars 1918, dans le cadre de la seconde partie dédiée au «Kremlin rouge». Dans le contexte de la guerre civile et des interventions étrangères, Moscou retrouve son rôle de capitale en raison de la centralité de ce bastion militaire. Outre les nombreux gardes et collaborateurs qui fréquentent en permanence les lieux, les nouveaux dirigeants de la Russie sont venus en famille, avec femmes et enfants. Des familles de camarades, l'endogamie partisane est de mise. Lénine accompagné de sa femme Nadejda Kroupskaïa, sera bientôt rejoint par son amante Inessa Armand. Parmi les épouses du Kremlin évoquées figurent encore Lilina Zinoviev, la femme du plus proche collaborateur de Lénine, et Natalia Sedova, la seconde épouse Trotski. Seule Alexandra Kollontaï, la fondatrice du Jenotdel, la section féminine du Parti, qui est la première femme du monde à participer à un exécutif – elle dirige quelque mois le Commissariat à l'assistance publique – puis à devenir ambassadrice, est là en son nom propre, non en tant qu'épouse ou amante. Mais toutes sont des militantes révolutionnaires, disposant d'une bonne éducation, souvent complétée à l'étranger, et occupent des fonctions dirigeantes au sein de l'Etat ou du Parti soviétique à l'instar de Natalia Kroupskaïa, d'Inessa Armand et d'Alexandra Kollontaï. À partir de ces trois figures célèbres, Delaloye reprend les débats théoriques déjà bien étudiés sur l'émancipation des femmes en lien avec celle des ouvriers. Si toutes ces femmes s'engagent à des degrés divers dans l'action politique pour promouvoir l'égalité entre hommes et femmes, parfois au prix d'âpres luttes et de nombreuses déceptions, elles incarnent dans leur vie privée des registres bien différenciés de la relation de couple. C'est dans ce décalage entre une aspiration à la révolution du couple et la réalité vécue des relations amoureuses que la perspective de l'auteure montre sa pertinence. Kroupskaïa, l'épouse et collaboratrice de toujours, tolère et finit par apprécier Inessa Armand, se

proposant même de s'effacer devant la belle aventurière. La femme libre, «éprouvant une passion érotique mêlée de soutien politique» pour Lénine, dispose d'un statut d'amante très officiel comme en témoigne le dépôt de ses cendres dans le mur du Kremlin. Kollontaï, qui condamne la double morale bourgeoise et prône «l'amour camarade» selon la «théorie de verre d'eau», ne supporte pas les infidélités de son jeune amant. Les lettres qu'elle écrit au très indiscipliné marin militaire Pavel Dybenko témoignent de façon poignante du drame qui se joue dans l'intimité de cette révolutionnaire torturée par la difficulté de se libérer de la jalousie.

A cette génération de «femmes remarquables», chacune dans la diversité de sa personnalité et de ses rôles, succède à la fin des années vingt, les femmes des «staliniens». Si elles ne sont pas des théoriciennes de l'émancipation féminine, ces épouses continuent néanmoins à œuvrer pour l'égalité des sexes, mais dans des registres très marqués par les stéréotypes de genre. La longue période stalinienne initie un processus de transition déterminant dans l'effacement des femmes et de leurs droits notamment s'agissant de l'avortement. Les femmes du cercle de Staline ressemblent beaucoup à leurs époux. D'origine modeste, ces militantes de base formées dans la clandestinité, ayant parfois connu la déportation, mais pas l'exil à l'étranger, sont pour la plupart des autodidactes qui complètent leur formation à l'Université ouvrière, à l'instar de Maria Kaganovitcha, de Dora Andreïeva, d'Ekaterina Kalinina ou Vorochilova. Si Nadejda Allilouïeva, la seconde femme de Staline, qui se suicide en 1932, baigne dans la révolution depuis l'enfance par sa famille, Polina Molotova a rejoint le mouvement après Octobre. Cette bolchevique sévère aimant son mari mais vénérant Staline, fait partie des proches du Guide et de sa femme. En tant qu'intellectuelles, les femmes successives de Boukharine (Nadejda Loukina, Esfira Gourevitch et Anna Larina), font figure d'exception au Kremlin, soulignant encore la singularité si ce n'est l'anachronisme de la position de leur époux. L'enfant chéri du Parti est aussi le seul à dépasser les stéréotypes de genre dans les relations de couple, considérant ses épouses comme des égales, ainsi que dans la représentation de soi.

L'exercice de la parentalité se fait de façon différente en fonction des générations, «la rigueur et la discipline révolutionnaire» sont plus marquées chez les plus âgés, mais la répartition des tâches parentales reste très classique. Tout le travail revient aux femmes. Les stéréotypes de genre pèsent aussi sur le traitement différencié des enfants. En macho géorgien Staline est dur avec ses fils, alors qu'il passe tout à sa «petite patronne», le surnom de sa fille. Outre les deux Svetlana (les filles de Staline et Molotov) qui sont traitées en princesses, la petite bande compte quelques personnalités turbulentes, ou moins studieuses, comme les garçons adoptés ou pris en charge par les Vorochilov, le fils Mokoïan. Les enfants mâles du Kremlin furent des princes combattants, tous décimés par la guerre à l'exception de l'un des fils de Staline.

Dans le dernier chapitre de cette partie consacrée au «Temps de l'amitié», l'auteure évoque les corps masculins usés de cette génération qui a connu la clandestinité, la pauvreté et les privations. Dans l'intimité le Kremlin prend des allures de sanatorium, tant la maladie occupe les esprits, les discussions et les correspondances des dirigeants. Dans un univers où la maladie devient un signe de virilité, Staline, qui se plaint rarement, fait figure de héros tant son corps porte les stigmates de ses engagements révolutionnaires. Si elle n'est pas sans impact sur la gestion de la recherche médicale et le destin individuel de quelques médecins, l'évocation de la maladie permet surtout d'esquisser les contours du cercle des amis, pas seulement des collaborateurs politiques comme Kaganovitch et

Molotov. Ce cercle des intimes se limite à Avel Enoukidzé, Alexandre Svanidzé, Sergo Ordjonikidzé, Kirov, Mikhaïl Kalinine, et Kliment Vorochilov, dont l'allure saine et sportive tranche avec celle du groupe. Seule l'amitié autorise cette promiscuité des corps et des souffrances, mais aussi les quolibets à l'encontre de la coquetterie de Vorochilov. Les mêmes auxquels s'adjoignent, Boudionny et Kirov, se retrouvent à l'occasion de partie de chasse, où l'important n'est pas la prise mais le moment passé ensemble. Loisir viril s'il en est, la chasse permet d'établir des liens de proximité au-delà des lignes politiques, et d'élargir progressivement le cercle à la nouvelle génération de Béria et Khrouchtchev. Si jusqu'en 1937 ils forment la direction collective de l'Etat-Parti, ces hommes ne sont pas des égaux, malgré le tutoiement. Hommes du pouvoir sans pouvoir, ils sont à la fois complices et victimes potentielles de celui auquel ils doivent leur position. Staline excelle d'ailleurs dans l'art de le leur rappeler par simple allusion, ou par l'arrestation d'un proche.

L'année 1937, marque la fin des amitiés: Enoukidzé, Svanidzé et Boukharine sont arrêtés, Ordzhonikidzé s'est suicidé, seul Kalinine, provisoirement, et Vorochilov, qui fait preuve, au-delà d'une déférence allant jusqu'à la flagornerie, d'intelligence tactique en s'auto-excluant, s'en sortent. Staline ne prend plus la peine de consulter systématiquement ses collègues, la loyauté n'est plus un gage de survie. Après l'élimination de ses rivaux il procède à celle des témoins, des anciens bolcheviks qui ne peuvent menacer sa position, mais qui en savent trop. Bien qu'habitant au Kremlin Boukharine, que tout oppose à Staline, ne peut pas être qualifié de stalinien, si ce n'est par sa soumission progressive au secrétaire général. Mais Boukharine n'était plus que l'ombre de lui-même, totalement usé; espérant épargner sa jeune épouse, il s'aplatit humainement devant Vorochilov, puis intellectuellement devant Molotov, et encore devant Ejov alors que Staline se joue de lui. La disparition de Boukharine marque celle d'une forme de virilité alternative au modèle stalinien. Durant les années trente les identités de genre que l'auteure traque dans la pilosité faciale, l'expression des sentiments et la mobilisation des héros littéraires pour le choix du pseudonyme, peuvent encore varier, même si elles déclinent toutes le thème de la virilité. Après la Grande terreur, la virilité romantique, barbue, d'un Boukharine, qui n'avait pas peur d'exprimer ses sentiments et de jouer avec les identités de genre, s'efface au profit d'un modèle unique beaucoup plus conservateur. Cette virilité stalinienne, qui s'appuie sur la force physique, la résistance à l'alcool, et s'inscrit dans une «matrice hétérosexuelle» des plus traditionnelles, celle du séducteur dominant les femmes, se construit aussi par la criminalisation de l'homosexualité masculine, la sodomie selon le terme retenu par la loi de 1934.

L'élimination de Nikolai Ejov, le premier représentant de la nouvelle génération à avoir pénétré le cercle de Staline, inaugure un nouveau cycle de procès et surtout une nouvelle méthode, celle de l'arrestation de l'épouse de la future victime. Le processus débute par une enquête que le chef du NKVD a lui-même lancé par jalousie à l'encontre d'Isaac Babel, l'amant de sa seconde épouse! Après ses amants et ses proches, c'est au tour d'Evguenia Ejova d'être arrêtée par Béria, alors que le «nain sanglant», qui sombre dans la boisson, demande le divorce. S'il n'hésite pas à suivre les règles du jeu en avouant ses actions criminelles, Ejov rompt avec la tradition en s'accusant lors de son procès à huis clos de débauche. Pourtant les alcooliques sont nombreux au Kremlin, à l'exemple de Kalinine et Jdanov; Staline qui aime le vin organise les beuveries et pousse ses collaborateurs à la boisson pour les tester. Quant aux défauts de la vie privée ils n'interviennent habituellement pas dans les interactions politiques. Lors de leur procès il n'est nullement

question de la dépravation morale – le proxénétisme, la séduction de jeunes filles pré-pubères – pourtant bien connue d'un Iagoda et d'un Enoukidzé. Mais selon Magali Delaloye, les références explicites d'Ejov à ses pratiques homosexuelles, voire bisexuelles, sont adressées à Staline pour témoigner de son acceptation des normes de la virilité du clan. En «s'excluant de la communauté des hommes du Kremlin», Ejov conforte le lien rhétorique entre manquement politique et déchéance morale, mais seul Béria verra, et seulement en 1953, ce dernier terme figurer dans son acte d'accusation.

La Quatrième partie de l'ouvrage décrit l'éloignement des femmes du Kremlin, la fin de la vie mondaine et familiale du cercle des intimes. L'attaque contre les épouses permet à Staline de conserver ses collaborateurs sans douter de leur loyauté. Sur seize femmes du cercle du Kremlin, dix sont arrêtées, dont trois fusillées. Le processus d'exclusion de Polina Jemtchouchina Molotova, qui militait au parti depuis 1918 est progressif et concomitant à la montée en force de son mari dans l'Etat-Parti et sur la scène internationale. Celle qu'on surnomme la première dame est d'abord démise de ses principales fonctions politiques, au nom de manquements indéterminés, puis accusée de soutenir les nationalistes juifs, avant d'être exclue du Parti et arrêtée. Bien qu'ayant divorcé en hâte, selon la recommandation de Staline, Molotov est démis de ses fonctions de Ministre des affaires étrangères. Comme Polina Jemtchouchina, Ekaterina Kalinina, Ekaterina Poskrebycheva, la femme du secrétaire particulier de Staline, et Dora Khazan, la femme d'Andreïev, le secrétaire du Comité central, sont à leur tour déportées en tant qu'épouses de vieux-bolcheviks. Puis c'est le tour des belles-sœurs de Staline, les «pipelettes»: Maria Svanidze est fusillée, Anna et Evguenia Allouïeva sont toutes deux emprisonnées. Dans leur cas il ne s'agit pas de peser sur leur mari, mais de faire disparaître les dernières personnes pouvant se prévaloir de connaître Staline, et ses moments de faiblesse. D'autres échappent à ce sort en se mettant volontairement en retrait, à l'instar d'Ekaterina Vorochilov, de Maria Kaganovitch et d'Achken Mikoïan, ainsi que des veuves Maria Kirova et Zinaïda Ordjonidze, qui se sont éloignées de la vie du Kremlin. Si elles travaillent, mais hors de la sphère politique, les épouses des nouveaux dirigeants ne participent plus à la vie intime du Kremlin. Cette disparition du référent féminin correspond à la fin de la révolution des femmes.

Les femmes des secrétaires généraux ayant succédé à Staline qui sont l'objet de la brève dernière partie marquent la réapparition des épouses, mais dans la fonction nouvelle, largement inspirée du modèle américain, de «premières dames», que chacune remplit de façon très différentes. Alors que Nina Khrouchtcheva, une femme dure et travailleuse, est mise en scène à deux reprises par son mari dans le cadre de sommets diplomatiques dont les images sont bien décortiquées par l'auteure du livre, Viktoria Brejneva, qui a cessé ses activités professionnelles dès l'arrivée de son premier enfant, est totalement absente, y compris lors des voyages à l'étranger. Mais c'est Raïssa Gorbatcheva, qui par son élégance, son intelligence, son omniprésence et son courage (lors du putsch) modernisa vraiment la présentation des épouses de dirigeants soviétiques, au point de devenir le réceptacle de toutes les critiques de la politique de son époux.

Les défauts révélés par la lecture de l'ouvrage procèdent à mon sens directement du format adopté pour l'édition: la transformation d'une thèse en un livre grand public. Le décalage – temporel et thématique – entre le projet initial, les rapports de genre au sein du cercle de Staline, et ce livre, consacré à une histoire des femmes du Kremlin dans la très longue durée, est source de nombreuses frustrations. Même si elle enfreignait l'unité de lieu imposée par le titre, la scotomisation de la période pétersbourgeoise – les réformes

de Pierre qui introduisent une première forme d'émancipation féminine et inaugurent le siècle des Impératrices, non plus seulement des régentes – fragilise l'ensemble. Nombre de figures éminentes de la génération des femmes d'Octobre, sont elles-mêmes le produit de cette émancipation qui travaille la petite noblesse libérale pétersbourgeoise tout au long du 19^e siècle. En tant qu'espace physique et lieu de sociabilisation, le Kremlin demeure d'ailleurs peu exploré s'agissant du vingtième siècle.

Il existe surtout une trop grande disparité dans la place accordée aux différentes périodes. L'analyse des années vingt, pourtant les plus riches dans la perspective d'une révolution des rapports de genre, reste trop focalisée sur l'entourage direct de Lénine faisant l'impasse sur Trotski, ou même Radek qui auraient pu enrichir le panel des modèles de masculinité. L'approche de genre reste très binaire, faisant totalement abstraction de l'androgynie, pourtant présente dans les représentations visuelles de l'époque (affiches d'El Lissitzky). Les pages les plus intéressantes sont celles consacrées au temps de l'amitié et à la famille Vorochilov, cette microsociété soviétique, dans lesquelles l'auteure peut cerner ses personnages à travers la multiplicité de leurs fonctions (ami, conjoint, parent). Évoquons encore les chapitres sur le rôle d'Evguenia Ejova dans l'élimination de son mari, qui permet à Staline de modifier les formes de loyauté à son égard par l'instrumentalisation des femmes.

Si elle ne les mène pas toujours à terme, nombre de pistes dégagées par l'auteure sont stimulantes. La prise en compte du contexte domestique apporte incontestablement à la compréhension des relations intimes de pouvoir. Les relations conjugales et plus généralement familiales participent de la construction identitaire du groupe stalinien, elles permettent au travers d'une multitude de pratiques, de témoigner de son adhésion aux normes du régime. La distinction entre les amis et les collaborateurs affine notre connaissance de la structuration par strates de l'entourage de Staline, même si les conséquences de cette hiérarchisation des cercles demeurent obscures. Non moins pertinente est la focalisation sur les lieux de villégiature qui, de Béria à Gorbatchev, permettent d'assister à l'arrivée de nouvelles personnalités dans ce réseau informel préfigurant la recomposition institutionnelle du groupe dirigeant. En revanche, le travail dépasse trop rarement le cadre de ce microcosme pour interroger les interactions entre les rapports de genre entretenus par les gouvernants et les normes et représentations diffusées par le système soviétique auprès des gouvernés.

Si elle a su profiter de l'accès à de nouveaux types de sources, surtout les correspondances, et tirer parti du renouveau historiographique, Magali Delaloye butte en définitive comme ses prédécesseurs sur l'absence d'archives vraiment privées en URSS. Rentrer dans l'intimité du Kremlin nécessitait des mémorialistes et des sources fiables qui font souvent défaut comme elle le reconnaît. Les fonds dit personnels (*Litchnye Fondy*) des principaux dirigeants n'ont en fait rien, ou si peu, de personnel. Quant aux nombreux ego-documents produits sous le stalinisme – les mémoires, les aveux, les autocritiques, (Brigitte Studer, Berthold Unfried) – ils procèdent d'autres logiques que de la restitution de l'intimité. Mais était-ce vraiment l'objet de ce livre, dont l'une des qualités est d'avoir montré la capacité des femmes à se glisser dans les brèches des rapports de pouvoir très inégaux pour devenir actrices de l'histoire. C'est tout à la fois passionnant et utile à notre compréhension de la Russie.

Jean-François Fayet, Université de Fribourg

Marco Tomaszewski, *Familienbücher als Medien städtischer Kommunikation. Untersuchungen zur Basler Geschichtsschreibung im 16. Jahrhundert*, Tübingen: Mohr Siebeck, 2017 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Studies in the Late Middle Ages, Humanism and the Reformation, Bd. 98), 252 Seiten, 10 Abbildungen.

Erste sogenannte Familienbücher entstanden im 14. Jahrhundert und waren in den folgenden zwei Jahrhunderten hauptsächlich ein wichtiger Bestandteil des Memorialwesens, indem sie unter anderem Abschriften von Anniversar- und Jahrzeitenbüchern festhielten. Mit der Reformation verloren letztere jedoch an Bedeutung und die Funktion und Verwendung von Familienbüchern wandelte sich. Sie dienten fortan zunehmend zur Wiedergabe genealogischer Verflechtungen, zum Kopieren von Urkunden und Ratsbüchern wie aber auch zur Abschrift von handschriftlich überlieferten Chroniken. Entsprechend nutzte die Geschichtswissenschaft Familienbücher bisher entweder zur Auseinandersetzung mit ihren historiographischen Inhalten, um diese für die städtische Geschichte nutzbar zu machen, oder aber zur Beschäftigung mit familiären und akteursbezogenen Aspekten, um mehr über Familiengeschichte und Selbstzeugnisse in Erfahrung zu bringen.

Mit Verweis auf ihren Kompilationscharakter plädiert Marco Tomaszewski in seiner Untersuchung jedoch für eine gesamtheitlichere Auseinandersetzung mit Familienbüchern, dies mit besonderer «Berücksichtigung ihrer medialen Eigenschaften im Kontext der städtischen Kommunikation» (S. 24). Damit lassen sich nicht nur neue Erkenntnisse über «Charakter und Stellenwert einer urbanen Schrift- und Druckkultur» gewinnen, sondern es können auch die kommunikativen Funktionsweisen handschriftlich überliefelter Geschichtsschreibung offengelegt werden (S. 24). Davon ausgehend untersucht er in der vorliegenden überarbeiteten Fassung seiner 2013 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eingereichten Dissertation die Bedeutung und Funktionsweise von Familienbüchern innerhalb der städtischen Kommunikation und Geschichtsschreibung. Ausgangslage der Studie sind drei Basler Fallbeispiele aus dem 16. Jahrhundert: Die *Beinheimische Handschrift* von Adalberg Meyer zum Pfeil (1474–1548) und dessen Nachfahren Hans Conrad (1589–1659), das *Basilea Petry Ryff* von Peter Ryff (1552–1629) und das Familienbuch von Christoph Offenburg (1509–1552), bei dem es sich gewissermassen um eine Erweiterung der Chronik Jakob Twingers von Königshofen handelt.

Die Rekonstruktion der unterschiedlichen Entstehungs- und Verwendungskontexte der jeweiligen Familienbücher erlauben Tomaszewski stichhaltige Rückschlüsse auf Fragen nach der kommunikativen Reichweite solcher Bücher und ihrer Bedeutung innerhalb städtischer Kommunikationsstrukturen. Waren sie ursprünglich als Teil des Memorialwesens und somit als Speichermedium zu verstehen, dienten sie im Anschluss an die Reformation zunehmend dem Festhalten von historischem und politischem «(Herrscharts-)Wissen sowie Wissen um Strukturen und Mitglieder der Familie» (S. 158). Damit verknüpft ist die Inszenierung ihrer jeweiligen Inhalte, womit Familienbücher einen repräsentativen Charakter erhielten und sich somit von einem Speichermedium zu einem Kommunikationsmedium wandelten. Gleichzeitig wurde das Familienbuch mittels einer vordergründigen Zurschaustellung von Exklusivität – indem beispielsweise Familienbücher explizit als geheim deklariert wurden, dennoch aber zahlreiche Abschriften und Kopien in ausgewählten Kreisen ausserhalb der Familie zirkulierten – an die Schnittstelle zwischen privater und öffentlicher Nutzung verlegt. In Anlehnung an Bernhard Menkes Konzept der *geschlossenen Öffentlichkeit* spricht Tomaszewski selbst von einer «kontrollierten Öffentlichkeit» (S. 136), wonach Familienbücher zwar bewusst und gezielt öffentlich eingesetzt, deren Zugänglichkeit jedoch reguliert und kontrolliert wurde. Daraus

ergab sich ein kollektives Bewusstsein von Exklusivität, womit Familienbücher zum kommunikativen Träger und Vermittler unterschiedlicher Kapitalformen wurden. Entsprechend erhielten Familienbücher – die als Ausdruck einer ständischen Praxis verstanden werden müssen – einen gemeinschaftsstiftenden Charakter (vgl. S. 180).

Etwas irritierend wirkt das Kapitel zur Editionsreihe der *Basler Chroniken*. Dieses ergibt sich aus Tomaszkis Anspruch, Familienbücher nicht nur als vormodernes Medium der Überlieferung zu untersuchen, sondern diese den «*Basler Chroniken* als modernes Medium der Basler Stadtgeschichte» gegenüberzustellen (S. 3). Das ist eher ungewöhnlich, zumal diesbezügliche Ausführungen nicht in die eigentliche, dem Exkurs vorangehende Analysearbeit einfließen und sich ihr Mehrwert für die Arbeit der Leserschaft daher nicht unmittelbar erschließt. Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen gegenwartsbezogenen Ausführungen. So mag zum Beispiel die Inszenierung von Exklusivität und Gruppenbildung mittels im 20. Jahrhundert schriftlich überliefelter Trainingsmethoden im australischen Football (S. 147–148, in Anlehnung an Harold Love, 1993) ein Hinweis auf Kontinuitäten in der handschriftlichen Kommunikationskultur sein. Solche Kontinuitäten sind aber nicht beziehungsweise nur sehr beschränkt Gegenstand der Arbeit und erforderten eine separate, sorgfältigere Untersuchung.

Dessen ungeachtet handelt es sich bei Tomaszkis Arbeit um einen wertvollen Beitrag, dessen wissenschaftliche Leistung, wie intendiert, eine Doppelte ist: Einerseits steht die Deutung der Familienbücher im Spannungsfeld zwischen familiärer, ständischer Exklusivität und städtischer Öffentlichkeit ganz in der Tradition eines selbstkonstruktivistischen Zugangs der Renaissanceforschung. So sieht Tomaszewski die Funktion von Familienbüchern im 16. Jahrhundert weniger in der Vermittlung von Texten und Inhalten, als in der Inszenierung des Selbst und des Kollektivs im Sinne einer kommunikativen Praktik. Damit verknüpft ist die Konstruktion von Beziehungsnetzwerken und Status. Daraus folgt, dass Familienbücher – entgegen ihres vermeintlichen Anspruchs – keinen privaten Charakter besaßen, sondern dass sich ihre eigentliche Bedeutung explizit in einem (kontrollierten) öffentlichen Kontext entfaltete, womit letztlich auch neue analytische Ansätze für die moderne Renaissanceforschung ermöglicht werden. Andererseits eröffnet Tomaszewski innovative und vielversprechende Zugänge, wie sie nicht nur zur Erforschung der Geschichte Basels im 16. Jahrhundert, sondern darüber hinaus für die städtische und lokale Geschichtsschreibung generell nutzbar gemacht werden können.

Andreas Gehringer, Universität Basel

Marion Deschamp, *Mythologies luthériennes. Les Vies de Luther par lui-même, Mélanchton et Taillepied*, Lyon: Presses universitaires de Lyon, 2017 (Faits de religion), 204 pages, 10 illustrations.

Pensé et rédigé dans la perspective des célébrations du jubilé de la Réforme, le livre se construit autour de trois sources: trois récits de vie. Il mène le lecteur dans l'écriture autobiographique et rétrospective d'un Luther vieillissant, qui remonte à la genèse de sa révolte contre Rome (1545) pour se clore, en dépassant la frontière religieuse, sur l'univers du polémiste catholique Noël Taillepied et son récit aux accents de légende noire, largement inspiré par le mémoire biographique et hostile au Réformateur que compile patiemment Jean Colchée. De l'écriture de soi ou de «tentative d'historicisation appliquée à sa propre doctrine», l'ouvrage a comme point de mire la rhétorique de controverse: deux extrémités littéraires, deux parties d'une même pièce, puisqu'elles se placent au cœur même de l'appropriation d'une figure fondatrice et du combat pour la vraie image du Réformateur,

l'alimentant ou l'enraillant par le renversement des Vies en «Vies hostiles». Dans cet agencement, l'écrit biographique de Mélanchton (1546) opère en moyen terme et fait, pour ainsi dire, la transition du mort au vif. Bien plus, l'«économie du souvenir» qu'analyse et décide Marion Deschamp est ainsi enserrée dans des enjeux de taille: le texte, émanant du disciple et héritier de Luther, interroge le geste de transmission et l'impératif de continuité qui frappe les Églises luthériennes et plus largement le protestantisme après la mort du Réformateur. La mort réelle et physique de Luther exacerbe l'absence que l'intense campagne de portraits initiée une dizaine d'années plus tôt compensait d'une certaine façon jusque-là. Elle pose l'Église devant le défi de la commémoration et l'obligation de se positionner face à l'*ethos* de la sainteté et de l'exemplarité édifiante pour raconter Luther, son parcours et s'y relier. Ce ralliement s'opère par l'image, mais bien davantage s'est frotté, comme le documente et l'analyse Marion Deschamp dans une dernière partie, à la matérialité du corps mort de Luther, de son visage et de ses mains cristallisées dans la cire, obligeant par conséquent le mouvement à repenser, dans une tension permanente à sa propre identité doctrinale, le lien à la figure souche, son statut et sa place, du cœur du temple aux cœurs des croyants.

L'acte de mémoire, l'écriture mémorielle, ses défis, ses enjeux et sa gestion face à des traditions d'écriture ancrées et éprouvées sont des thématiques centrales de l'ouvrage. Par le biais de la geste mémorielle, l'ouvrage invite à repenser Luther, à «tourner lentement autour de sa statue posthume» (p. 19). Bien plus, c'est un temps de suspension que propose Marion Deschamp pour se confronter, grâce à l'architecture raisonnée de son ouvrage et une méthodologie rigoureuse et éclairante, au squelette de la mémoire luthérienne. Dans son introduction, qui a d'ailleurs la portée d'un essai d'histoire culturelle et sociale sur la fabrique de la mémoire, mais avant cela dans le choix même de son titre, l'auteure fait justement référence au terme de «mythologies». En les qualifiant ainsi, elle se distancie du même coup et d'entrée de jeu avec les représentations connues, reconnues et devenues quasiment acquises de Luther. Ce sont ces imaginaires collectifs, ayant servi à soutenir et à partager dans des contextes donnés au sein de «communautés électives» des appartenances et des lectures de la déchirure religieuse, que l'auteure déconstruit. Elle se frotte à l'écriture de la mémoire et désosse ces mises en mot d'une destinée, qui ont alimenté la perception d'une figure double d'un même Luther, puisqu'oscillant entre l'image d'un homme épris de Vérité mettant en fragilité le discours même de cette Église qui cherche à se définir dans une prise de distance avec les saints et leur culte, et la figure d'un être hérésiarque sous l'emprise du Diable. Dès lors, elle les envisage bien plus sous le jour d'éléments issus d'une mémoire manufacturée et travaillée qui autorise à penser l'écriture non seulement comme un acte contextualisé et un geste de construction, «de stylisation identitaire» (p. 14) aux facettes complexes et aux stratégies multiples, mais aussi de la poser sur la durée longue de la circulation et de la réception. C'est avec ce bagage conceptuel qu'est repensée la fixation dans les imaginaires collectifs de la dimension héroïque de ce moine devenu réformateur et promoteur d'une Église rénovée; investi en une figure portant en elle, par sa gestuelle de résistant à l'autorité cléricale, une modernité la faisant défenseuse de la liberté de conscience, de l'individu, voire de la démocratie.

Chaque texte est présenté avec sa bibliographie d'ouvrages critiques qui lui est propre, dont Marion Deschamp expose la lecture, puis la dépasse ou, tout du moins, s'appuie sur cet héritage pour lui donner un échelon critique supplémentaire et une ouverture plus large, grâce à la thématique mémorielle qu'elle préconise et analyse. Posé dans l'histoire du livre et la circulation des textes, par la mention des premières éditions,

des traductions et des remaniements antérieurs lors de rééditions, chaque texte est également abordé dans sa facture et sa dynamique discursive propres d'ouvrage polémique ou d'œuvre de compilation. Il est placé dans son contexte de publication, interrogeant intentions de l'auteur et situation politique des Églises luthériennes après la mort de Luther, celles-ci étant alors prises dans les luttes philippistes, et gnésioluthériennes plus particulièrement. Le système d'annotation est sobre et remplit, par les critères choisis, sa fonction de soutien au texte même et à la lecture globale des finalités critiques de l'ouvrage en soi. En effet, l'annotation s'attache à des éclaircissements de vocabulaire relatifs à la langue du XVI^e siècle ou à une comparaison avec le texte original, mettant en évidence les choix opérés par le traducteur, indication des références bibliques implicites dans le texte, mise en contexte avec les productions polémiques et écrits théologiques de Luther. L'annotation est également historique et donne des précisions sur des événements (conflits armés, bulles, ordonnances et décisions ...) et des figures implicitement évoquées ou explicitement citées. Mais surtout, elle n'omet pas de souligner les lieux rhétoriques sur lesquels la mémoire collective a façonné et formé Luther en figure héroïque notamment, acteur et moteur de la liberté de conscience et de la modernité.

Dans sa postface, Olivier Christin poursuit la proposition entamée plus tôt par l'entreprise de Marion Deschamp qui fait de la mort un instant décisif et fondateur. La mort oblige à une mise à l'épreuve, puisqu'elle détache une communauté, une confession, de son capital symbolique, de l'aura prophétique du Réformateur. Elle pose dès lors de manière inévitable la question de la succession et confronte le mouvement même, la Réforme luthérienne comme plus tard la Réforme calvinienne, à ses capacités de succès, de survie, d'enracinement et d'unité face à une Église romaine qui, elle, a réglé son rapport à la succession et à la vacance.

En conclusion, l'ouvrage de Marion Deschamp offre une position forte pour repenser événements et acteurs, – composants incontournables de l'histoire du fait religieux au XVI^e siècle –, devenus, moments décisifs et monuments, à l'image ici de Martin Luther. Il permet de faire brèche sans déraciner le mythe, puisqu'il l'étudie; ainsi par une remontée aux sources, l'espace du souvenir est réaménagé, Luther y est reposé, repensé au cœur de la fabrique d'une mémoire.

Geneviève Gross, Université de Genève

Sundar Henny, *Vom Leib geschrieben. Der Mikrokosmos Zürich und seine Selbstzeugnisse im 17. Jahrhundert*, Köln: Böhlau, 2016 (Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 25), 404 Seiten, 35 Abbildungen.

In der Basler Dissertation untersucht Henny anhand eines vielfältigen Quellenkorpus aus dem Zürich des 17. Jahrhunderts «die Leiblichkeit von Selbstzeugnissen», das heißt er will herausfinden, welche Rolle die materielle Verfasstheit für die Selbstdarstellung spielt. Das Werk umfasst neben einer dreigeteilten Einleitung fünf Fallstudien, 35 Abbildungen, eine Bibliographie und ein Personenregister.

Anhand der Selbstzeugnisse von Johann Jakob Breitinger (1575–1645), wichtiger Antistes der Zürcher Kirche, zeigt Henny, wie hoch dieser das materielle Schriftgut bewertete und damit seine beiden Vorgänger (Zwingli und Bullinger) nachzuahmen versuchte (S. 102). Er vergleicht Breitingers Streben, Schriftgut zu erfassen, aufzubewahren und zu verehren, mit dem katholischen Reliquienkult, ohne aber dessen magische Komponente zu vertiefen (S. 99–102). Salomon Hirzel (1580–1652), Kaufmann und späterer Bürgermeister, hinterliess Notate über familiäre *rites de passage*, Ehen-, Kinder- und Sterbelisten sowie eine Chronologie seines

politischen Wirkens. Der Form und dem Inhalt nach orientierte sich Hirzel an der Buchhaltung. Henny betrachtet die Quellen denn auch im Kontext frühneuzeitlicher Buchhaltungs- und Gebetspraxis und charakterisiert sie als «Gebet oder Sammlung von Gebeten», die weniger als Werkgerechtigkeit, sondern als materialisierte Opfergabe oder Danksage fungierten (S. 145–148). Auch Johann Heinrich Waser (1600–1669), Nachfolger von Hirzel, dienten seine zwei Bände *De vita sua* als Danksagung und Lobpreisung Gottes, jedoch vor allem als Erinnerung und Denkmal für seine Nachfahren (S. 174). Im Vergleich zu seinem Vorgänger schuf er ein monumentales materielles Denkmal zur Repräsentation nach aussen, in welchem er persönliches Schaffen, Heraldik und obrigkeitliche Ehre in einem göttlichen Kosmos verortete. Spannend liest sich das Kapitel über den Pfarrer und Professor Johannes Müller (1629–1684). Seine Lebensaufzeichnungen sind ausführlich notierte Gespräche über alltägliche, religiöse und politische Ereignisse und Kontroversen, welche wiederum von ihm kommentiert wurden. Stehen hier Dialog und Metadialog im Zentrum, sind seine prophetischen Predigten Monologe, mit denen er Ereignisse in den heilsgeschichtlichen Kontext stellte, Kritik an der Obrigkeit ausübt und als Autorität Zorn Gottes vermittelte. Gedruckt und mit Fussnoten und einem Stichwortregister versehen, verfolgte Müller hiermit ein didaktisches Ziel: Erbauung, Besänftigung von Zorn Gottes und Suche nach dessen Schutz. Innerhalb der fünf Fallbeispiele tanzt Johann Jakob Redinger (1619–1688), der «Pädagoge und Türkenmissionar», aus der Reihe. Henny betrachtet Redinger im religiös-politischen Kontext, verortet ihn und seine Schriften aber auch in der langen Tradition von Prophetentum. Redinger verfasste seine drei Schriften vermutlich in seiner zwanzig Jahre dauernden Haft in Zürich (S. 282), die er sich aufgrund seiner exzessiven Missionarstätigkeit und Prophetie sowie seiner Kritik an der rigiden Einbürgerungspolitik der Zürcher Obrigkeit zuzog. Obwohl auch er seine Person und sein Wirken in die Heilsgeschichte einreichte, sind seine Berichte vor allem Warnungen, Ermahnungen, Ankündigungen (S. 286). Indem er sich mit alttestamentlichen Propheten identifizierte, sich als einen Getriebenen und Leidenden darstellte, bedeutete sein Schreibakt nicht nur die physische Publikation seiner Erleuchtung, sondern letztlich auch eine Rechtfertigung seiner Person.

Die Relevanz des Forschungszieles unterstreicht Henny mit der sinnvollen, aber ehrgeizigen Forderung, Selbstzeugnisse aus verschiedenen Perspektiven zu untersuchen, sowie mit einer (etwas vorschnellen) Kritik an der Selbstzeugnissforschung, der er eine mangelnde Auseinandersetzung mit Archiverfahrung und der «dinglichen Verfasstheit der Texte» (S. 12) vorwirft. Erneutes Interesse an der Dinglichkeit von Selbstzeugnissen mag im Kontext der digitalen Welt nicht überraschen und der Leser ist auch gespannt auf die neuen Massstäbe, die der Autor zu setzen verspricht. Die theoretische Auseinandersetzung wirkt jedoch diffus und unvollständig. Was ist mit unserer Archiverfahrung *genau* gemeint? Es wäre fruchtbar gewesen, zu diskutieren, inwiefern sich die Wahrnehmung des Buches und damit auch die Archiverfahrung in der heutigen Zeit verändert haben.

Sätze, wie «Es gibt den ‘reinen’ Breitinger, das Individuum Breitinger also nicht» (S. 102) sind obsolet. In einem Satz wie «Das Selbstzeugnis aggregiert somit von einer dynamisch-polymorphen [...] Sache zu einem statischen Gegenstand, der [...] Leser und Schreiber [...] trennt» (S. 73), liest man überholte Identitätskonzepte und Auffassungen über die Wechselwirkung zwischen Autor / Verleger – Gegenstand – Umfeld – Leser. Wird hier nicht der propagierte Ansatz demontiert?

Die Stärke des Buches liegt daher im kreativen Umgang mit Selbstzeugnissen, der neue Forschungsimpulse gibt. Henny schafft es, sich den Selbstzeugnissen mikrohistorisch anzunähern, liefert Biografien und Überlieferungsgeschichten und lässt mit vielen

Exkursen ein immenses Wissen einfließen. Hauptfrage und Zielsetzung gehen jedoch in dieser unbefriedigend strukturierten und sprunghaft erscheinenden Vielfalt oft unter oder werden sehr marginal abgehandelt (Kap. 6). Der Schluss fällt dann ebenfalls überraschend konventionell aus. Eine konzise Synthese über die «Leiblichkeit von Selbstzeugnissen» wäre wünschenswert gewesen.

Tobias Hug, Winterthur

Urs Amacher, Heilige Körper. Die elf Katakombenheiligen des Kantons Solothurn, Olten: Knapp, 2016, 140 Seiten, Abbildungen.

Bei den sogenannten Katakombenheiligen, die zu einem Spezialgebiet von Urs Amacher geworden sind, handelt es sich um ein vergleichsweise junges Phänomen. Ihre theatralisch inszenierten Überführungen und ihr opulenter Schmuck weisen ins Zeitalter des Barocks, in dem ihre Verehrung auch aufgekommen ist. Im Gegensatz zu Heiligen aus älteren Epochen, von denen sich in der Regel nur Fragmente erhalten haben, sind Katakombenheilige Ganzkörperreliquien, die sorgsam drapiert und reich geschmückt zur Andacht präsentiert wurden. Sie entstammten den römischen Katakomben – in die frühchristliche Zeit zurückreichende unterirdische Nekropolen, die seit dem 16. Jahrhundert wiederentdeckt und erforscht wurden. Die in den Katakomben aufgefundenen anonymen Gebeine, die man für die Überreste christlicher Märtyrerinnen und Märtyrern hielt, wurden geborgen und mit Fantasienamen versehen, damit sie den Gläubigen nah und fern zur Andacht dienten. Für die Vergabe der postum zu einem «zweiten Leben» erweckten Katakombenheiligen war formal der Kardinalvikar zuständig, der im Kardinalsrang stehende Vikar des Papstes in dessen Funktion als Bischof von Rom. Im Namen des Kardinalvikars wurden auch die Authentiken ausgestellt, die Echtheit der Gebeine bestätigende Urkunden, welche die aufgefundenen Knochen erst zu Reliquien machten. Mit detektivischem Spürsinn und viel Kleinarbeit in örtlichen Archiven ist nun Urs Amacher der Geschichte einer Reihe von Katakombenheiligen nachgegangen, die in die katholischen Orte der Eidgenossenschaft, insbesondere nach Solothurn, überführt worden waren. Daraus haben sich Geschichten um den Erwerb, die Translation, die – anatomisch korrekte! – Zusammenfügung und die schmückende Ausstattung dieser barocken Heiligen ergeben. Deren goldene Zeit lag zwischen der Mitte des 17. und der Mitte des 18. Jahrhunderts; nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil waren sie nicht mehr opportun und wurden in der Folge etwa in einen Altar eingemauert oder gar auf einem Dachboden abgestellt. Der Band ist reich bebildert, wobei gerade die nicht anders als sinnlich zu bezeichnenden Fotografien von Patrick Lüthy in enger Verbindung mit dem Text dazu beitragen, den hier thematisierten Aspekt der barocken Religiosität wenigstens in Ansätzen erlebbar zu machen.

Georg Modestin, Solothurn

Flavio Häner, Dinge sammeln, Wissen schaffen. Die Geschichte der naturhistorischen Sammlungen in Basel, 1735–1850, Bielefeld: transcript, 2017 (Edition Museum, Bd. 23), 420 Seiten, 16 Abbildungen.

In seiner Dissertation zeichnet Flavio Häner die Entwicklung naturgeschichtlichen Sammelns von amateurwissenschaftlicher Betätigung zum staatlichen Museum nach. Seinen Bezugsrahmen bilden neuere wissenschaftshistorische Arbeiten zum Sammeln in akademischen Kontexten. Die Universität Basel – die älteste der Schweiz, 1450 gegründet – bietet daher den Ausgangspunkt. Allerdings war die Institution während des Untersu-

chungszeitraums noch wenig entwickelt. Wissenschaft und Forschung hatten in der kirchlich geprägten Textil- und Handelsstadt Basel keine Lobby. Nur eine kleine Gruppe von Professoren, Apothekern und Pastoren widmete sich dem Sammeln von Objekten der Kunst, Geschichte, Medizin und Natur als Freizeitbeschäftigung mit theologischer Zielsetzung. Ob Vogelei, ob Versteinerung: Alles war Beweis für Gottes Schöpfung. Im 18. Jahrhundert wuchs die Zahl der Sammler, die begannen, untereinander und europaweit zu tauschen und zu handeln. Die ersten Kataloge erschienen in Kooperation mehrerer Sammler und von Zeichnern illustriert. Im Fokus standen Versteinerungen. Den einen galten sie als Hervorbringungen der Erde, anderen als Überreste der Sintflut, wiederum anderen als Objekte vulkanischen Ursprungs. Dann kam die These auf, dass, wo sich heute Berge befinden, früher ein Meer gewesen sei. Die Forschenden konnten weder auf standardisierte Verfahren noch auf eine einheitliche Nomenklatur zurückgreifen. Objektvergleiche mittels grafischer Darstellungen, chemisch-physikalische Analysen, Reisen und Publikationen dienten ihrer Suche nach Zusammenhängen. Ihre unterschiedlichen Forschungspraktiken brachten die Differenzierung einzelner naturgeschichtlicher Disziplinen hervor. Aber auch nationalstaatliche Konstrukte durchdrangen die Klassifizierung: Mineralien galten als einheimische Bürger, Fossilien als zugewanderte Fremde.

Die Ausrufung der Helvetischen Republik im Zuge der Revolution setzte eine scharfe Zäsur. Nach Pariser Muster sollten entstehen: Nationalmuseum und Botanischer Garten, Anatomisches Theater, Nationalbibliothek und Nationale Universität. Naturgeschichte, Physik und Geografie sollten als Schulfächer eingeführt werden. Doch schon 1803 scheiterte die «helvetische Bildungsreform» während der französischen Besatzung. Ihre Ideen lebten indes weiter und manifestierten sich in einer Privatschule (Bernoulli'sches Philotechnisches Institut) mit Naturgeschichte als Fach, die sich zu einer Proto-Universität weiterentwickelte. Vermächtnisse bereicherten die Naturaliensammlung der akademischen Bibliothek. 1818 wurde endlich die Universität reformiert, ein Lehrstuhl für Naturgeschichte und ein weiterer für Physik / Chemie begründet. Es war nur konsequent, die Naturaliensammlung in eine Lehrsammlung für Studierende, Gelehrte und Private zu verwandeln, indem die einzelnen Privatsammlungen nach einem einheitlichen System zusammengeführt und ab 1821 in einem Museumsgebäude der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Laut Satzung umfasste das Museum Zoologie, Mineralogie, Paläontologie, Chemie und Physik.

Eine folgenschwere Entwicklung setzte 1830 ein, als sich das Umland von der Stadt Basel emanzipierte und das gesamte staatliche Vermögen, so auch die Sammlungen, zwischen Stadt und Land aufgeteilt werden mussten. Nun zahlte es sich aus, dass zahlreiche Erblasser festgeschrieben hatten, dass ihre Sammlungen dauerhaft in der Stadt Basel verbleiben sollten. Das Museum gehörte formal noch der Universität an, wurde aber mehr und mehr zur städtisch-bürgerlichen Institution. Die Zoologie expandierte, nicht zuletzt aufgrund von Spenden aus der Bevölkerung und aus Kreisen der Mission (exotische Tiere). Ein 1849 eröffneter klassizistischer Neubau für ein nunmehr staatliches / städtisches Mehrspartenmuseum für Kunst, Völkerkunde und Natur schloss den Prozess der Vergesellschaftung ab, machte aber zugleich der Eigenständigkeit der Naturgeschichte ein Ende. Damit endet die Darstellung der Entwicklung vom amateurwissenschaftlichen Sammeln zum kommunalen Museum.

Häner bietet einen reichhaltigen Überblick über die naturforschenden Netzwerke in Basel im 18. und 19. Jahrhundert. Er weitet die Untersuchung streckenweise auf die gesamte Schweiz aus, schildert wissenschaftliche Gesellschaften und relevante Kontroversen

sen, etwa den Basaltstreit (vulkanisch oder nicht) oder den Gletscherstreit (beweglich oder nicht). Seine Arbeit beruht überwiegend auf historischen Publikationen (wissenschaftlichen Veröffentlichungen, Reiseberichten), Katalogen und Briefen. Damit geht jedoch auch eine Schwäche des grundsoliden Buchs einher: Da die Abhandlung massgeblich auf der Wiedergabe der jeweiligen Berichte fußt, werden spannende Fragestellungen zwar in den Fluss der Entwicklungen eingebettet, können von der interessierten Leserin aber schwer herauspräpariert werden. Wer in Häners Buch systematischen Aspekten nachgehen möchte, beispielsweise den Motiven des Sammelns vom Lobe Gottes zur Konstruktion der Nation, den Erklärungsansätzen für Versteinerungen im Wandel der Zeit, den Praktiken der Forschung, Systematisierung von Wissen und Vernetzung, hat keinen leichten Zugriff. Der eingangs formulierte Anspruch, zu zeigen, wie Menschen durch das Sammeln von Naturalien Wissen schaffen, kann daher nicht konsequent eingelöst werden. Das gleichsam als Anhang geschilderte Beispiel eines Mammutzahns mag dafür exemplarisch entschädigen. Sammlungen als epistemische Gegenstände kommen dennoch insgesamt weniger plastisch heraus als das Sammeln als Ausdruck einer «*civic science*», wie sie von der Wissenschaftshistorikerin Lynn Nyhart beschrieben und als Konzept fruchtbar gemacht worden ist. Dieser Ansatz hätte der gesellschaftlichen und politischen Kontextualisierung naturgeschichtlicher Wissensentwicklung in Basel vielleicht besser entsprochen.

Susanne Köstering, Museumsverband des Landes Brandenburg

Rolf Graber, Demokratie und Revolten. Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz, Zürich: Chronos, 2017, 232 Seiten.

Die direkte Demokratie der Schweiz, Wahrzeichen nationaler Eigenheit schlechthin, ist in der Wirklichkeit der innenpolitischen Auseinandersetzungen umstrittener, als man erwarten könnte. So wird häufig und heftig über den «Missbrauch der Volksrechte» gestritten, wobei die Grenze zwischen dem «vernünftigen» und dem «missbräuchlichen» Einsatz von Initiative und Referendum prinzipiell unbestimmt bleibt. Auch dass über die Reichweite der Volkssouveränität schweizerischer Ausprägung kein Konsens besteht, wie die Debatten über die sogenannte «Selbstbestimmungsinitiative» zeigten, ist ein Indiz für tief sitzende Divergenzen im Demokratieverständnis der Bürgerinnen und Bürger. Doch anders, als manche glauben, sind diese Ambivalenzen keineswegs das Produkt aktueller Konstellationen, sondern in der Entstehungsgeschichte der direkten Demokratie angelegt, wie Rolf Grabers neues Buch deutlich macht.

R. Graber legt seiner Darstellung fünf Aspekte zugrunde (S. 10 f.): die ausgedehnte Gemeindeautonomie, das heisst «genossenschaftlich-kommunalistische Partizipationsmodelle», die Landsgemeinde als «politisches Referenzmodell», die spätmittelalterliche Befreiungs- und Widerstandstradition, die Konstituierung der Demokratiebewegungen des 19. Jahrhunderts als «Protestbewegungen» und schliesslich die Auswirkungen der Französischen Revolution. R. Graber will Demokratiegeschichte als «Protestgeschichte» schreiben (S. 11), ihre «rebellische Dynamik» erfassen, einen «alternativen geschichtlichen Grundstrom» herausarbeiten, der «für die Herausbildung der Volksrechte von zentraler Bedeutung ist» (S. 13). «Zentraler Orientierungspunkt» dieses Programms ist die «agency» der Bevölkerungsgruppen, die auf der Verliererseite der wirtschaftlichen Modernisierung stehen und sich als «plebejische Protestbewegung» konstituieren (S. 12). Ihnen sei es zu verdanken, dass «die Schweiz zum Experimentierfeld für direktdemokratische Partizipationsformen» geworden sei (S. 12). Damit ist ein Projekt von grosser Kohärenz

entworfen, das der inneren Logik der schweizerischen direkten Demokratie angemessener ist als die noch immer an Vorstellungen von Kontinuität und liberalem Fortschritt orientierten Deutungsmuster.

R. Graber beginnt seine Darstellung mit einem Kapitel über die «Politisierungsprozesse vor und nach der Französischen Revolution» (S. 21 ff.). Am Beispiel von Zürich verfolgt er, wie sich der Republikanismus klassischen Zuschnitts dynamisierte und radikalierte. Zwei rivalisierende Souveränitätskonzepte bildeten sich heraus, von denen das eine einem oligarchischen Herrschaftsverständnis, das andere republikanisch-kommunalistischen Auffassungen entsprach. Entscheidend ist, dass sich naturrechtliche Argumentationsmuster in der Landbevölkerung verbreiteten. Diese verbanden sich – wie zum Beispiel im «Stäfner Handel» (1795) – mit Vorstellungen von überkommener Gemeindefreiheit. Die Verbindung unterschiedlicher Souveränitätskonzepte vollzog sich mithilfe des imaginären Modells der Landsgemeinde, in dem sich traditionale und moderne Auffassungen von Freiheit gleichermaßen unterbringen liessen. Allerdings war damit der Gegensatz zwischen einem Verständnis von Freiheit einerseits als Privileg und andererseits als Grundrecht nicht aufgehoben, wie sich in der Demokratiegeschichte der Schweiz bis heute zeigt. Ein ebenso informativer wie anregender Abschnitt ist der «Dynamisierung des Geschlechterdiskurses von unten» gewidmet (S. 48 ff.). Denn es waren nicht zuletzt die sich mobilisierenden Frauen, die im Kontext der Protoindustrialisierung unüberhörbar «soziale Umverteilungsambitionen» artikulierten (S. 52).

R. Graber fächert das «breite Repertoire von Protest- und Widerstandsbewegungen» (S. 77) auf, die sich während der Restauration, der Regeneration und dann im Protest gegen die liberale Modernisierungspolitik manifestierten. Sie, so der Autor, müssten als die eigentlichen Akteure der Demokratiegeschichte gelten. Denn sie hätten die Erfahrung sozialer Ungleichheit artikuliert und es geschafft, «radikal-demokratische Forderungen mit kirchen-, kommunal- und lokalpolitischen Anliegen zu verbinden» (S. 107). Der Autor rekonstruiert das Profil dieser Bewegungen, zeichnet die Porträts ihrer Anführer und beschreibt die Performativität und Symbolik ihrer Aktionsformen. Um 1840 transformierten sich auch die Landsgemeinden in Kantonen wie Glarus und Schwyz, wo die Landsgemeindeverfassungen jetzt naturrechtlich abgestützt wurden. Gleichzeitig verbreiteten sich in den kleinbürgerlichen und proletarischen Schichten der Westschweiz frühsozialistische Ideen.

Ein umfangreiches Kapitel befasst sich mit der demokratischen Bewegung, die in den Kantonen Zürich, Thurgau, Baselland, Aargau, Bern und Solothurn Verfassungsrevisionen durchsetzte. R. Graber folgt weitgehend bisherigen Darstellungen, setzt aber deutlich eigene Akzente. So hebt er die Bedeutung von Medien und Kommunikation hervor oder die oft übersehene Mobilisierung der Frauen. In der Verschränkung von politischen und sozialen Anliegen (wie z. B. im «Frauenfelder Programm» von 1868) wird der innere Zusammenhang der einzelnen Bewegungen ebenso sichtbar wie in ihren Verläufen und demokratiepolitischen Erfolgen. Dank einzelnen «mikroanalytisch-lokalhistorischen Zugriffen» Grabers kommen dennoch wichtige kantonsspezifische Eigenheiten zur Geltung (z. B. in den Ausführungen zum Aargau, S. 159 f.).

Im Schlusskapitel zieht R. Graber das Fazit seiner «Demokratiegeschichte von unten» (S. 181), indem er vier Merkmale hervorhebt: den Einsatz legaler Protestformen (wie Bitschriften und Petitionen), die Berufung auf das Landsgemeindemodell, die Aktivierung «volkskultureller Protestformen» mit ihren inhärenten Androhungen von Gewalt und die Ausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit durch Vereine und Gesellschaften.

R. Grabers Geschichte der direkten Demokratie als Protestgeschichte ist in sich stimmig. Gegen das liberale Narrativ einer bürgerlich-liberalen Geschichte der direkten Demokratie «von oben» setzt er provokativ und überzeugend das Narrativ einer Demokratiegeschichte von unten. Dieser Ansatz ist produktiv, auch in der Art und Weise, wie er ausgeführt ist, und er ist dank einer Vielzahl von Einzeleinsichten empirisch ertragreich. Liest man Grabers Buch als Debattenbeitrag, so ergeben sich ausserdem weitere Fragen.

So frage ich mich heute, ob sich die demokratische Bewegung der 1860er Jahre nicht deutlicher, als R. Graber unterstellt, von früheren Bewegungen unterscheidet. Ihre Protestsrhetorik, wie lautstark sie auch artikuliert wurde, tritt gegenüber dem Gewicht und der Differenziertheit des Forderungskatalogs zurück. Auch im Führungspersonal lassen sich deutliche Unterschiede ausmachen. Statt «Volksmänner» setzten sich in den 60er Jahren, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, Angehörige bürgerlicher Milieus an die Spitze (Lehrer, Pfarrer, Journalisten, Kleinunternehmer). Sie waren es, welche die Reformagenda formulierten und propagierten. Hier artikulierte sich ein Typ von Volksbewegung, der sich nur unzureichend als «plebejische Protestbewegung» umschreiben lässt. Verkürzt und zugespitzt ausgedrückt: Im Kern ging es den Sechzigerdemokraten nicht mehr darum, den liberalen Staat zu bekämpfen, sondern ihn im Sinne der eigenen Interessen zu optimieren.

Mit «Demokratie und Revolten» legt R. Graber eine informative, anregende, gut geschriebene Darstellung vor. Zusammen mit dem 2013 publizierten, reichhaltigen und packenden Quellenband «Wege zur direkten Demokratie» bringt er die Historiographie der schweizerischen Demokratiegeschichte einen grossen Schritt voran.

Martin Schaffner, Basel

Cédric Humair, *La Suisse et les puissances européennes. Aux sources de l'indépendance (1813–1857)*, Neuchâtel: Livreo-Alphil, 2018 (Collection Focus 22), 140 pages.

L'analyse de Cédric Humair sur l'indépendance de la Suisse tombe à point nommé, au moment où notre pays hésite à s'engager plus en avant dans ses rapports avec l'Union européenne (accord-cadre institutionnel) et alors que la question de l'indépendance nationale ne quitte guère le devant de la scène.

L'historien lausannois situe les origines de l'indépendance de la Suisse durant la période qui tend de 1813 à 1857. Elle va de la période où les monarchies victorieuses de Napoléon I^{er} décident du sort de cantons plus divisés que jamais, au moment où la Suisse parvient à imposer, par le traité de 1857, la suppression du double statut de Neuchâtel – alors canton suisse et principauté prussienne –, non seulement au roi de Prusse, mais également aux puissances garantes du système issu du Congrès de Vienne. À ce cadre chronologique novateur, Humair adjoint un autre élément méthodologique original qui est celui de traiter le point de vue britannique sur le maintien de l'indépendance helvétique. Les interventions anglaises visant à garantir la stabilité, l'indépendance et la neutralité de la Suisse – en fonction bien évidemment des intérêts de la Couronne britannique – s'avèrent être au final un fil rouge particulièrement judicieux. Alors que les autres puissances de la Quintuple Alliance menacent à plusieurs reprises la Suisse d'une intervention armée lorsque elle fait preuve de trop d'indépendance à leur goût, la Grande-Bretagne y met régulièrement son veto, par son action diplomatique. En outre, les Anglais jouent habilement des dissensions entre les monarchies quant à la politique à mener face à la Suisse. Spécialiste d'histoire économique, auteur d'une thèse qui a mis la focale sur la

politique commerciale de l'État fédéral au XIX^e siècle, Humair ne tombe pas pour autant dans le piège d'une domination de l'économique sur le politique.

Les quatre parties de l'ouvrage témoignent de ce subtil équilibre. La première couvre la période de 1813 à 1830. Elle met plus particulièrement en évidence le jeu de la diplomatie britannique en vue de garantir l'indépendance de la Suisse, État tampon entre les grandes monarchies continentales. Pour la Grande-Bretagne, les enjeux sont multiples: garantir l'adoption par les cantons d'un nouveau Pacte fédéral en lieu et place de l'Acte de Médiation; manœuvrer afin de sortir le pays de l'orbite exclusive de la France; empêcher toute ingérence armée d'une des grandes puissances visant à mettre un terme au refuge libéral en Suisse à l'aube des révoltes de 1830.

Dans la deuxième partie, dont les bornes chronologiques s'étendent de 1813 à 1848, Humair aborde les relations commerciales de la Suisse. Son analyse consiste à démontrer les capacités des secteurs économiques du pays à diminuer d'abord leur dépendance envers les marchés continentaux, à éviter ensuite un rattachement à l'union douanière allemande (*Zollverein*). La voie de l'indépendance passe notamment par une conquête de nouveaux marchés outre-mer, américains notamment. Vers le milieu des années 1840, on estime qu'entre 44 et 48 % des exportations suisses sont destinées aux Amériques. Humair insiste sur le rôle central joué par la Grande-Bretagne dans l'affirmation de la «perspective atlantique» de l'économie helvétique: dès 1817, un consulat suisse est ouvert à Londres; des banquiers et des marchands suisses sont installés en Grande-Bretagne. Cité par Humair, la déclaration du président de la Diète, Ulrich Ochenbein, dans un discours de 1847 est à ce sujet particulièrement éclairante: «Sur l'ensemble du globe terrestre, aussi loin que la ténacité des audacieux Britanniques a pris pied ferme, le Suisse libre se trouve à ses côtés comme fidèle compagnon afin de trouver un débouché pour les produits issus de l'art et de la diligence de sa patrie.» (p. 57). En filigrane apparaît également la nécessité de réformer le Pacte fédéral de 1815 afin de donner plus de poids à la Confédération dans les grandes orientations de la politique commerciale.

La troisième partie retrace le mouvement vers la Constitution de 1848. L'auteur met en évidence le rôle ambivalent de la diplomatie britannique, freinant les velléités helvétiques de révision du Pacte fédéral durant les années 1830, craignant une guerre civile entre cantons libéraux et cantons conservateurs, ce qui ne manquerait pas d'entraîner l'intervention armée des monarchies continentales. Cette position ne fait que repousser le problème de l'adaptation du cadre politique et, face à la montée des idées libérales et nationalistes, face également aux nouvelles nécessités issues de l'industrialisation du pays, les tensions entre libéraux et conservateurs finissent par déboucher en 1847 sur un conflit armé.

La quatrième partie de l'ouvrage couvre la période de 1849 à la résolution de l'affaire de Neuchâtel. À cette date, la Confédération paraît avoir atteint l'apogée de son indépendance par rapport aux grandes monarchies européennes: non seulement les diplomates suisses parviennent à mettre un terme à la double appartenance de Neuchâtel, mais, au milieu des années 1850, l'économie suisse ne dépend plus exclusivement des économies française et autrichienne. Pour Humair, il s'agit là de «l'apogée de la perspective atlantique» que la guerre de Sécession (1861–1865) et sa flambée de protectionnisme viendra interrompre.

Au final, ce petit essai érudit – et l'*excursus* proposé par l'auteur est là pour en témoigner – a ceci de remarquable qu'il replace l'histoire et l'historien au centre du débat socio-politique actuel sur l'indépendance de la Suisse, tout en apportant une précieuse

réflexion sur la manière dont la Suisse et son économie se sont adaptées, au fil des décennies, à un contexte politique mondial mouvant.

Gérard Duc, Genève

Ernst Guggisberg, *Pflegekinder. Die Deutschschweizer Armenerziehungsvereine 1848–1965*, Baden: Hier und Jetzt, 2016, 544 Seiten, 51 Abbildungen, 16 Grafiken.

Ernst Guggisberg legt eine auf penible Quellenarbeit aufbauende, umfangreiche Geschichte der Deutschschweizer Armenerziehungsvereine vor. Die Analyse dieser privaten Fürsorgeakteure schliesst eine Lücke in der Wohlfahrtsgeschichte und legt ein solides Fundament für weitere Arbeiten. Das rund 500 Seiten Text umfassende Werk beinhaltet neben der Analyse der organisatorischen Struktur dieser «Armenerziehungsvereine» in vier Kantonen auch die Darstellung ihrer Arbeitsweise sowie Tabellen und Kartenmaterial. Ein Schwerpunkt liegt auf der Platzierung von Pflegekindern durch die Vereine.

Guggisbergs Erkenntnisinteresse ist, die Funktionsweise der Armenerziehungsvereine und ihren Stellenwert in der regionalen und kantonalen Fremdplatzierungslandschaft zu ergründen. Dabei geht er auch der Frage nach, ob Fremdplatzierung per definitionem eine «schlechtere Kindheit» als das Aufwachsen in der leiblichen Familie bedeutete. Er teilt die bearbeiteten Fragestellungen in eine «makroperspektivische Ebene» (Einordnung der Vereine im gesamtschweizerischen und kantonalen Kontext und Profilierung der Ver einskonzepte) und eine «mikroperspektivische Ebene» (Phasenablauf der Fremdplatzierung) ein (S. 26–27). Der von ihm verwendete Pflegekind-Begriff bezieht sich, unabhängig von der Art der Platzierung sowie der sonst üblichen Unterscheidung zwischen Kindheit und Jugendalter, auf die Altersspanne von Geburt bis zum vollendeten 16. Lebensjahr (S. 19).

Der Autor gliedert den Text in fünf Kapitel, wobei sich sein Untersuchungszeitraum von der Gründung des ältesten Armenerziehungsvereins im Kanton Basel-Landschaft 1848 bis zu dessen Reorganisation 1965 erstreckt (S. 18). Der Autor kontextualisiert die Armenerziehungsvereine zuerst mit einer Überblicksdarstellung der Formen der institutionalisierten Fremdplatzierung in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Anschliessend behandelt er die grundsätzliche Struktur und Geschichte der Deutschschweizer Armenerziehungsvereine besonders in Hinblick auf ihre Erziehungsvorstellungen und wie diese durch die Fremdplatzierung gewährleistet werden sollten. Im darauffolgenden Kapitel wird der Umgang der vier Kantonalvereine mit je einem bestimmten Thema analysiert: die Legitimation der Vereinsarbeit des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins, die Ressourcenbeschaffung des Aargauischen Armenziehungsvereins, der religiöse Erziehungsaspekt des Thurgauischen Armenerziehungsvereins und die Identitätsfindung des Solothurnischen Armenerziehungsvereins. Im nächsten, zentralen Kapitel werden die Stationen der Fremdplatzierung eines Kindes aus Sicht der Vereinsvorstände Schritt für Schritt beschrieben. Der letzte Teil befasst sich mit der Eigen- und Fremdwahrnehmung der Vereine.

Der Quellenkorpus der Arbeit umfasst vornehmlich die in grossem Umfang überlieferten Vereinsarchive sowie Privatarchive einzelner Vorstandsmitglieder. Diese werden sowohl in den Staatsarchiven als auch bei den Rechtsnachfolgern selbst aufbewahrt. Guggisberg, im Hauptberuf Archivar, hat eine grosse Zusatzleistung erbracht, indem er zahlreiche Bestände erst zugänglich gemacht und erschlossen hat. Ausserdem hat er Jahresberichte und Statuten zahlreicher Armenerziehungsvereine aus dem Bestand der Schweizerischen Nationalbibliothek konsultiert.

Seine methodische Grundlage ist die Inhaltsanalyse nach Mayring. Gestützt auf dessen Phasenmodell, schliesst Guggisberg der Hermeneutik und Analyse der Quellen eine Phase der Explikation durch «vitalstatistische Daten» (Sokoll) an (S. 47–48). Dabei liefern ihm die aggregierten Daten aus den Jahresberichten der vier Armenerziehungsvereine sowie fünf Datensammlungen der Kantone und Bezirke umfangreiches Zahlenmaterial zur Gegenüberstellung (S. 49). Diese Verbindung von qualitativer und quantitativer Analyse ist, wenn dadurch die Arbeit auch auszufern droht, ein Alleinstellungsmerkmal von Guggisbergs Arbeit.

Der Autor ordnet die Armenerziehungsvereine in den Kontext der Sozietätenbildung im 19. Jahrhundert ein und thematisiert ihre Rationalisierung im Zusammenhang mit der Genese der Formen von Fremdplatzierung. Guggisberg stützt sich dabei auf zeitgenössische Überblickswerke, denen er 1314 Institutionen entnimmt und diese in den Stichjahren 1850, 1890 und 1930 unter quantitativen, geografischen und typologischen Gesichtspunkten vergleicht. Er analysiert ausführlich die Statuten und Organisationsstrukturen der vier Armenerziehungsvereine, die ihren Arbeitsschwerpunkt und grosse Teile ihrer Legitimation aus ihrem Verständnis einer «geeigneten Erziehung» und deren Herbeiführung durch entsprechende Fremdplatzierung ableiteten. Im Verlauf der Arbeit beleuchtet Guggisberg neben dieser Innenperspektive auch die Aussensicht auf die Vereine und widmet dem Verhältnis der beiden Wahrnehmungen das Ende des Hauptteils.

Im Kapitel zu den Profilen der Armenerziehungsvereine im kantonalen Kontext kommt die oben genannte Betrachtung der verschiedenen Vereine unter selektiven Gesichtspunkten zum Tragen. Dies ist sowohl mit Blick auf den Umfang des Textes als auch wissenschaftlich richtig. Möchte man allerdings genaue Informationen zu einem spezifischen Kanton finden, so sucht man die klassische Institutionengeschichte an dieser Stelle vergeblich. Gerade anhand statistischer Daten, wie zum Beispiel bei der Gegenüberstellung der Kostgelder, lassen sich die verschiedenen Vereine aber durchaus in sinnvolle Beziehung zueinander setzen und vergleichen.

Den wertvollen Schwerpunkt des Werkes bietet der Teil zu den Stationen der Fremdplatzierung, die Guggisberg Schritt für Schritt in Unterkapiteln nachzeichnet. Er beschreibt aufschlussreich und lebendig die Handlungsweisen und -spielräume sowie die relevanten Rollen im Prozess der vereinsbasierten Fremdplatzierung. Neu und sehr einleuchtend ist die explizite Einordnung der Berufsausbildung als eigenständige Platzierungsstation, die somit nicht an den Platzierungsprozess anschliessend, sondern als integraler Bestandteil davon verstanden wird.

Es ist augenfällig, dass sowohl die Darstellung der Struktur und Organisation der Armenerziehungsvereine im Kontext der Forschung zu Armut und Fürsorge als auch die detaillierte Aufarbeitung der Fremdplatzierungspraxis für sich bereits ordentliche Dissertationen abgegeben hätten. Es ist aber Guggisberg als Leistung anzurechnen, dass er diese beiden Dimensionen zusammengebracht und so eine umfangreiche, detaillierte und dennoch angenehm lesbare Arbeit vorgelegt hat. Sie ist ein wichtiger Beitrag zur aktuellen Diskussion über die fürsorgerischen Zwangsmassnahmen.

Miriam Baumeister, Universität Basel

Michael Lütscher (Hg.), *Schnee, Sonne und Stars. Wie der Wintertourismus von St. Moritz aus die Alpen erobert hat*, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2015, 272 pages.

La question peut paraître incongrue: pourquoi l'hiver des montagnes a-t-il pu devenir un objet d'attraction, de loisir, de jeu, de sports, de bien-être, d'ivresse et de

bonheur? Pourquoi chercher à faire venir des êtres humains dans des régions couvertes de neige et de glace, difficiles d'accès à cause de ces conditions et inhospitalières dès lors qu'on y cherchait un gîte et un couvert? Des habitants y vivaient, mais quand ils n'étaient pas obligés de sortir pour le travail, ils restaient calfeutrés à l'intérieur de leur logis, impatients de voir la nature renaître au printemps. À la fin du XIX^e siècle, la question n'avait rien d'incongrue. Dans un ouvrage fameux paru en 1876 – *Le terrain de jeu de l'Europe* –, l'alpiniste anglais Leslie Stephen l'avait d'ailleurs clairement posée. Dans la plupart des régions alpines, le tourisme suscitait les plus grandes attentions depuis une centaine d'années et amenait son lot croissant de visiteurs et de visiteuses. Mais la saison ne durait que cinq mois (mai-septembre) et les rentabilités hôtelières étaient à la mesure de cette saisonnalité. Hors saison, les hôtels restaient fermés, vides de toute présence humaine parce que la montagne ne présentait aucun intérêt.

C'est à cette question que, sous la direction de Michael Lütscher, plusieurs auteurs se sont attelés, question qui n'est pas réduite à la simple dimension économique. À travers l'exemple de St. Moritz, berceau du tourisme d'hiver en Suisse, mais pas exclusivement, l'ouvrage détaille les mécanismes de développement, de transformation, d'appropriation et de reconversion qui fondent aujourd'hui cette activité et qui l'amènent à porter la destinée de maintes régions de montagne. En devenant un or blanc, la neige cessait d'être vue comme un obstacle supplémentaire à la rude vie en montagne. Adoptant une approche chronologique fondée sur une très vaste bibliographie ainsi qu'une intelligente utilisation de diverses sources (manuscrites et visuelles), il parvient à saisir les grands moments de cette histoire longue maintenant de près de 150 ans. En dix chapitres d'une vingtaine de pages chacun et parsemés d'encarts développant des thématiques particulières, Michael Lütscher et ses collègues réussissent à synthétiser une page essentielle de la vie sociale, économique et culturelle de la Suisse tant, on le sait maintenant, le tourisme a pesé sur son essor et son imaginaire. Il ne se confine pas à une histoire héroïque même si parfois le style et quelques présentations peuvent le laisser croire. L'analyse est sérieuse, critique, référencée; elle sert donc aux chercheurs et chercheuses dont on attend qu'ils et elles se multiplient. Car agissant tels des miroirs grossissants sur les grandes étapes d'évolution, ce qui nous est dit dans l'ouvrage reste encore en deçà d'une compréhension pleine et entière du phénomène.

Plusieurs pages méritent cependant qu'on s'y arrête parce qu'elles sont réellement novatrices, notamment sur les aspects techniques et économiques – fabricants de ski et de matériel (bonnets, chaussures, tricots mais aussi remontées mécaniques et téléphériques), sponsoring (avec l'implication notamment des grandes banques), supports sportifs (courses, jeux olympiques) à l'essor des activités hivernales –, mais aussi les aspects environnementaux (réactions au réchauffement climatique, pression sur les écosystèmes alpins), ou encore socio-culturels (impacts de la mode, utilisation de l'image féminine, mais aussi du champion et de la championne dans la publicité, émergence des écoles de ski et du ski scolaire). Bref, et c'est l'idée centrale du livre, les sports d'hiver donnent le ton aux changements qu'ont connus non seulement la montagne suisse, européenne ou mondiale – la comparaison peut être aisément faite –, mais la société dans son ensemble. Ils ne sont pas les simples réceptacles des humeurs et des caprices des milieux urbains utilisant la montagne comme un faire-valoir et peu soucieux de ses habitants comme on peut encore l'affirmer jusqu'au milieu du XX^e siècle. Mais avec les Trente Glorieuses, la société de consommation de masse assure aux sports d'hiver une nouvelle dimension qui, d'une part, façonne les attentes de générations avides de liberté, de vacances, de

rencontres et d'expériences et, d'autre part, détermine de nouvelles façons de vivre où l'innovation est loin d'être absente. La démocratisation du ski apporte son lot d'embarras mais, en même temps, change le regard porté sur les hauteurs. À ce titre, avec les sports d'hiver, la montagne accède au rang de modèle et d'incitatrice après avoir, pendant très longtemps, été synonyme de repli, d'atavisme, de retard. Le «*small is beautiful*» se conjugue dorénavant au «*high is beautiful*» jusqu'à ce que les changements climatiques et peut-être aussi une saturation ne les remettent en question. À cet égard, les dernières pages évoquent les défis auxquels le tourisme hivernal helvétique doit faire face.

Relevons encore que l'ouvrage livré est d'une très belle facture, richement illustré, mais nullement limité dans l'appareil critique. Ce qui est heureux dès lors que certains éditeurs en viennent parfois à rendre incompatibles le «beau» livre et le livre «scientifique».

Laurent Tissot, Université de Neuchâtel

Olesya Meskina, **Lebensbedingungen von Frauen und Kindern um die Wende zum 20. Jahrhundert. Untersucht am Beispiel der Schweiz (Kantone Basel) und Russlands (Region Woronesch)**, Frankfurt am Main: Peter Lang, 2016 (Menschen und Strukturen, Bd. 23), 328 Seiten, Abbildungen.

Die Autorin vergleicht die geschlechtsspezifische Rollenverteilung zwischen Mann und Frau sowie die Schwierigkeiten des Frauen- und Kinderlebens in zwei geographisch entfernten, politisch, wirtschaftlich und soziologisch disperaten Gesellschaftsstrukturen. Im ersten Teil ihrer Dissertation untersucht sie die Stellung der Frauen und Kinder im russischen Gouvernement Woronesch, im zweiten Teil konzentriert sie sich auf das gleiche Thema in beiden Basler Halbkantonen.

Die Stadt Woronesch liegt etwa 600 Kilometer südöstlich von Moskau, im Zentrum des Schwarzerde-Gebiets. Die Autorin analysiert die Lebensbedingungen der dortigen Landbevölkerung nach der Bauernbefreiung von 1861 bis zum Ersten Weltkrieg. Das Dorfleben wurde von der Gemeinde-Selbstverwaltung, der sogenannten *Obschina* oder *Mir*, bestimmt. Die konservativen, oft analphabetischen Bauern lebten nach den traditionellen Regeln des *Domostroj*, der Hausordnung aus dem 16. Jahrhundert. Frauen und Kinder wurden von den Männern bevormundet, vor allem als Arbeitskräfte betrachtet, durften ohne Erlaubnis das Haus nicht verlassen, Gewalt, gepaart mit Alkoholkonsum, gehörte zum Alltag. Die Frauen arbeiteten vom Frühling bis zum Herbst oft ab drei Uhr morgens bis Mitternacht im Haushalt und auf den Feldern. Im Winter verarbeiteten sie unter anderem Flachs und Wolle, um Bekleidung für die Familie herzustellen. Da sie durchschnittlich acht bis neun Kinder hatten, waren die Lebenserwartungen der erschöpften Frauen niedrig, oft starben sie im Kindbett. Aufgrund der schlechten hygienischen Bedingungen und der unzureichenden Ernährung war auch die Kindersterblichkeit extrem hoch. Nach den Berichten der Ärztegesellschaften starben 1876–1895 etwa 36 % aller Säuglinge, in einigen Dorfgemeinden erreichten 35 % der Kinder ihr vierzehntes Lebensjahr nicht, in anderen Siedlungen starben 68 % der Jugendlichen bevor sie achtzehn wurden. Die Dorfbevölkerung lebte zumeist in grosser Armut, die Kinder konnten während der kalten Jahreszeit kaum die Häuser verlassen, weil sie keine warmen Kleider und Schuhe besasssen. Oft wurden sie zur Arbeit in die Städte statt in die Schule geschickt.

Während der Hungersnöte 1891–1893 und 1905–1906 richtete die Verwaltung in Woronesch in den ländlichen Gebieten öffentliche Kantinen für Kinder bis zum fünfzehnten Lebensjahr ein. Ab 1894 wurden Waisenhäuser und Kinderpflegeheime gegründet.

det. Dank privater Initiativen entstanden Sommerkrippen für Bauernkinder, wo sie betreut wurden, während die Mütter die Feldarbeit verrichteten. Die Autorin liefert Statistikzahlen und schildert detailreich und mit grosser Empathie die schwierigen Lebensbedingungen von gross- und kleinrussischen (ukrainischen) Frauen und Kindern.

In Russland lebten 90 % der Bevölkerung auf dem Lande, wogegen die Landbevölkerung in der Schweiz während der Industrialisierung zunehmend in die Städte migrierte. Die Landflucht verstärkte sich noch im Zuge der Agrarkrise der 1870er bis 1890er Jahre, sodass bis 1900 nur noch 31 % der Gesamtbevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Die Bäuerinnen blieben ans Haus gebunden, sorgten für Haushalt und Garten und die Milchwirtschaft. Sie waren für den Anbau von Flachs und Hanf sowie für die Schafzucht verantwortlich, im Winter verarbeiteten sie die selbsterzeugten Materialien zu Bekleidung. Die Frauen in Baselland waren auch mit der Posamenten-Herstellung beschäftigt, bei allen Arbeiten mussten die Kinder helfen.

Da die männliche Vormundschaft über die Frauen in den Kantonen Basel in den 1870er Jahren offiziell aufgehoben wurde und auch das Zivilgesetzbuch von 1912 keine eheliche Vormundschaft mehr vorsah, konnten junge Frauen in der Stadt nach Arbeitsmöglichkeiten suchen. Meist fanden sie Anstellungen als Dienstmädchen oder in Fabriken, aber auch als Wäscherinnen, Glätterinnen, Näherinnen, Putzmacherinnen oder im Lebensmittelhandel. Meist verdienten die Frauen für die gleiche Arbeit weniger als die Männer, die Kinder wurden noch wesentlich schlechter bezahlt. Die Arbeiterfamilien lebten in grosser Armut, was die Frauen zwang, nach einer Geburt möglichst schnell wieder die Arbeit aufzunehmen. Ihre Kinder mussten sie in Pflege geben. Die meisten Pflegefamilien waren jedoch so arm, dass die aufgenommenen Kinder unterernährt und krank waren, oft starben sie. Da die unschuldigen Kinder nach dem Volksglauben als kleine Engel in den Himmel kamen, wurde solch zweifelhafte Pflege «Engelmacherei» genannt. Weil der Staat daran interessiert war, die Kindersterblichkeit zu verhindern, beteiligte er sich finanziell an den Pflegekosten.

Besonders schwierig war die Situation der ledigen Mütter. In der Stadt Basel war ihr «unsittliches Benehmen» strafbar, auf dem Lande wurden sie verachtet, jedoch geduldet. Ihre Kinder erwartete oft das bittere Los der sogenannten Verdingkinder. Die ab den 1870er Jahren aktiven Frauenvereine thematisierten das Problem der Kinderarbeit und den Kinderschutz. Sie halfen auch jungen Frauen, die nach ihrer Ankunft in die Stadt zur Prostitution gezwungen wurden. Weiterhin unterstützten sie die Frauenbildung und engagierten sich in der Armenpflege.

Die beiden Basler Halbkantone eröffneten in den 1890er Jahren Haushaltungs- und Landwirtschaftsschulen für junge Frauen. Die regionale Verwaltung in Woronesch begann ebenfalls für die Kinder- und Jugendbildung zu sorgen. Die Lebensbedingungen von russischen Frauen wurden schon in den zeitgenössischen Berichten als unwürdig bezeichnet. Die dortige Landbevölkerung blieb in der feudalen Tradition verankert, während die Bevölkerung in der Schweiz am Industrialisierungsprozess teilnahm. Die Autorin wertete für ihre Studie zahlreiche russische und schweizerische Quellen und Sekundärliteratur aus, um eine kontrastreiche Darstellung der Lebensbedingungen in einer ost- und mitteleuropäischen Region vorlegen zu können.

Helena Kanyar Becker, Basel

Klaus Kreppel, unter Mitwirkung von Evelyn Adunka und Thomas Soxberger, **Jonas Kreppel – glaubenstreu und vaterländisch. Biografische Skizze über einen österreichisch-jüdischen Schriftsteller**, Wien: Mandelbaum Verlag, 2017, 307 Seiten, 25 Abbildungen.

Klaus Kreppel, pensionierter Gymnasiallehrer in Bielefeld, hat sich durch seine Dissertation über den frühen religiösen Sozialisten Wilhelm Hohoff und durch seine Arbeiten zur deutsch-jüdischen Einwanderung in Palästina / Israel einen Namen in der Wissenschaft gemacht. Er gehört zum christlichen Zweig der über die ganze Welt verstreuten Kreppel-Familie, der mit hoher Wahrscheinlichkeit eine gemeinsame Herkunft mit dem jüdischen Zweig hat. Familiengeschichtliche Recherchen erweiterten sich zu einer «politischen Biografie» Jonas Kreppels und zugleich zu einer «zeithistorischen Studie» (S. 11). Eingearbeitet sind dabei verschiedene Beiträge von Evelyn Adunka und Thomas Soxberger, die beide wichtige Schriften zur jüdischen Geschichte und Kultur publiziert haben. Jonas Kreppel, am 25. Dezember 1874 im galizischen Drohobycz geboren, arbeitete nach einer Druckerlehre als Redakteur, Verleger und Publizist. 1915 trat er als Referent in das Pressedepartement des österreichischen Aussenministeriums ein, das 1923 in das Bundeskanzleramt eingegliedert wurde. Bis 1938 blieb er dort Regierungsrat. Bekannt ist er durch sein 1925 erschienenes und immer noch grundlegendes Handbuch «Juden und Judentum von heute». Daneben veröffentlichte er zahlreiche politische Studien, ostjüdische Erzählungen, chassidische Legenden, Kriminalgeschichten um den «Wiener Sherlock Holmes» Max Spitzkopf sowie eine Anthologie des jüdischen Humors. Seine schriftstellerischen Werke schrieb er überwiegend in Jiddisch. Damit wurde er zu «einer der zentralen Figuren der jiddischen Literatur in Westgalizien» (S. 276). Es würde sich lohnen, einige seiner Arbeiten neu herauszugeben.

Jonas Kreppel war, nachdem er sich in seiner Jugend auch mit der jüdischen Aufklärung, der Haskala, vertraut gemacht hatte, «glaubenstreu und vaterländisch», wie ihn der Buchtitel treffend charakterisiert. Das zentrale Thema seiner Tätigkeit, das ihn sein ganzes Leben begleitete, war die Verbindung von thoratreuer Orthodoxie – mit Sympathien für den Chassidismus –, «jüdischer Lebenskultur» (S. 276) sowie patriotischem Eintreten für die Habsburger Monarchie und später für die Republik Österreich. Zunächst Anhänger des Zionismus, distanzierte er sich zusehends von dessen Nationsverständnis und Fixierung auf die Ansiedlung in Palästina. Entsprechend wurde er von manchen Zionisten erbittert bekämpft. Für Jonas Kreppel bedeutete das Judentum eine «religiöse Volksgemeinschaft» (S. 129, vgl. S. 180 / 181) mit Betonung auf der Religion. Eine «Verengung» auf «eine ethnische, soziologische oder politische Größe» (S. 275) lehnte er ab. Als Mitglied und Förderer der «Agudas Jisroel», der orthodoxen Weltvereinigung, setzte er sich durchaus für jüdische Siedlungen in Palästina ein – dabei warb er für einen Ausgleich mit den Arabern –, hob aber zugleich die Bedeutung des Diasporajudentums und dessen politische Unterstützung in der «Gegenwartsarbeit» (S. 66) hervor. So erwartete er auch als Gegenleistung für jüdischen Patriotismus «gesellschaftliche Anerkennung und Gleichberechtigung» (S. 90). Einen Sieg über Russland im Ersten Weltkrieg deutete er geradezu heilsgeschichtlich als «Erlösung» für die Juden (S. 94, 109). Solange es möglich war, bekämpfte er antisemitische Tendenzen. Die «Über-Nationalität» (S. 275, vgl. 243) der jüdischen Bevölkerung betrachtete er als ein im habsburgischen Vielvölkerreich bewährtes Muster, um die «Rivalität zwischen Religionen und Ethnien, Sprachen und Kulturen» (S. 106) zu überwinden. Mehrfach versuchte er, zwischen verschiedenen Richtungen im Judentum zu vermitteln, so wenn er sich an der Czernowitzer Sprachkonferenz von 1908

dafür stark machte, Jiddisch und Hebräisch als gleichberechtigte Sprachen anzuerkennen. Letztlich blieb er aber ein «Einzelgänger» (S. 124). Während der 1930er Jahre warnte er unermüdlich vor dem Nationalsozialismus und rief alle jüdischen Organisationen und ideologischen Richtungen, die Österreicher und die Westmächte eindringlich dazu auf, diesem energisch entgegenzuwirken. 1933 trat er zu diesem Zweck sogar der austrofaschistischen Einheitspartei «Vaterländische Front» bei und warb für eine konstitutionelle Monarchie. Nach dem «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich wurde er am 5. Mai 1938 in «Schutzhaft» genommen und wenig später in das Konzentrationslager Dachau, danach nach Buchenwald deportiert. Obwohl sich offenbar Funktionshäftlinge bemühten, ihn zu schützen, starb er am 21. Juli 1940, offiziell an «Altersschwäche». Seine Asche konnte auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt werden. 2008 wurde die Grabschrift auf Initiative Klaus Kreppels restauriert.

Die Studie beeindruckt durch die sorgfältige und umfassende Auswertung aller verfügbaren mündlichen und schriftlichen Quellen. Familiengeschichtliche Zusammenhänge werden ebenso erläutert wie die historisch-politischen Kontexte. Die Ausführungen bestechen dabei durch die sichere Kenntnis der einschlägigen Forschungsliteratur, setzen allerdings manchmal für weniger eingeweihte Leserinnen und Leser viel voraus. Immer wieder werden bedeutende Ereignisse und Zusammenhänge in neuem Licht behandelt, so das «Drohobycz Blutbad» von 1911 oder die Abhängigkeit der christlich-sozialen Regierung Österreichs in den 1920er Jahren vom Vatikan. Klaus Kreppel begleitet Jonas Kreppels Wirken, bei aller Empathie, durchaus kritisch. Er verschweigt auch nicht dessen menschliche Schwächen, etwa seinen Umgang mit Geld oder seine Neigung zum Selbstlob. Schade, dass vermutlich aufgrund mangelnder Informationen diese Hinweise nur wenig mit seinem Werdegang als Publizist und Politiker verknüpft werden konnten. Insgesamt liegt hier ein Werk vor, das anhand der Biografie Jonas Kreppels wesentliche Einblicke in die jüdische Kultur, in innerjüdische Auseinandersetzungen, in die Geschichte des Habsburger Reiches und Österreichs sowie in deren publizistische und literarische Szene zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und den 1930er Jahren gewährt. Das Buch ist für alle unverzichtbar, die sich mit diesen Themen beschäftigen.

Heiko Haumann, Elzach-Yach / Basel

Regierungsrat Kanton Solothurn (Hg.), **Geschichte des Kantons Solothurn, Band 5, 20. Jahrhundert**, Solothurn: Lehrmittelverlag Kanton Solothurn, 2018, Teil I 532 Seiten, Teil II 467 Seiten.

Der in rund sechs Jahren entstandene letzte Band der fünfbandigen Solothurner Kantongeschichte folgt in seiner Unterteilung dem klassischen Muster der Annales-Schule. Er setzt mit der Darlegung der materiellen Strukturen ein, mit «Landschaft und Bevölkerung» sowie mit «Wirtschaft und Verkehr», und er schliesst mit «Religion und Kultur» – dazwischen sind platziert «Politik und Staat». Auf zwei Teile verteilt werden in sechs Grosskapiteln von 17 verschiedenen Autoren verfasste Längsschnitt-Kleinkapitel präsentiert; die Projektleitung lag bei André Schlüchter. Der stark und gut bebilderte, mit Quelltexten und Fallgeschichten angereicherte und mit Grafiken und Tabellen durchsetzte Doppelband versteift sich nicht auf forcierte Innovation, er ist schlicht modern im Sinne des gegebenen *state of the art*.

Die Bände verfolgen, wie die Projektleitung festhält, nicht das Ziel, mit einer auktorialen Meistererzählung aufzuwarten, sie wollen eine vielstimmige Annäherung an ein bewegtes Jahrhundert bieten. Vielfältig sind die Themen und Aspekte, die Texte der ver-

schiedenen Autoren präsentieren sich aber in bemerkenswert ausgeglichener und homogener Weise. Bei der Fülle des Stoffs, die das Programm einer Kantongeschichte zu bewältigen hat, werden Einzelgeschichten in der gebotenen Kürze vermittelt. Die Bände müssen eine Doppelfunktion erfüllen – und tun es auch: die eines Lesebuchs und die eines Nachschlagewerks mit einer diese Funktion gewährleistenden Strukturierung und einem Personen- und Sachregister.

Vieles ist (im guten Sinn) einfach eine Variante von nationalen oder gar transnationalen Entwicklungen, ob dies die Entstehung von Selbstbedienungsläden oder die Lockerung konfessioneller Bindungen betrifft. Andererseits werden unausgesprochen kantonale Besonderheiten und Ausprägungen sichtbar oder in Einzelfällen sogar explizit benannt. In der momentan wieder mehr beachteten Geschichte des Generalstreiks von 1918 bilden die Vorgänge in Grenchen einen *hot spot* mit der Schilderung der Ereignisse (aber auch mit aufschlussreichen tabellarischen Angaben) sowie mit Ausführungen zur anschliessenden «Bewältigung» des Streikerlebnisses. Da zeigt sich zum Beispiel der Unmut darüber, dass Olten wegen der Inanspruchnahme des Namens durch das «Oltener Komitee» in Verruf gekommen sei (Bd. II, S. 41–49). In einem separaten Gesundheitskapitel wird die Spanische Grippe 1918/19 behandelt (Bd. I, S. 428–430), zusammen mit einer sich anbietenden Ergänzung zur Häufung der Kinderlähmung in den Jahren 1947–1961. Einer in der jüngeren Zeit entstandenen Sensibilisierung entsprechend wird mit eindrücklich langen Listen den Fremdplatzierungen von Kindern Rechnung getragen (Bd. I, S. 225 f.). Beim Ausmass dieses Phänomens dürfte es sich kaum um eine kantonale Besonderheit gehandelt haben.

Mag sein, dass die breite Beachtung der Verkehrsgeschichte das übliche Mass übersteigt und dies zwei Umständen geschuldet ist: der in jüngerer Zeit allgemein stark gewachsenen Bedeutung der Mobilität und speziellen kantonalen Gegebenheiten, etwa mit dem Eisenbahnknoten Olten oder dem Autobahndreieck Härkingen. Ebenfalls überkantonale Bedeutung kommt dem «Stromgiganten» Atel und dem bald überbordenden «Generationenkonflikt» um das AKW Gösgen zu; an den Demonstrationen von 1976/77 beteiligten sich Menschen aus der ganzen Schweiz und dem benachbarten Ausland und 1000 Polizisten eines gesamteidgenössischen Aufgebots (Bd. II, S. 110–114).

Gesamtschweizerisch ganz anders im Fokus stand Solothurn in der Frage, wie viel Raum den Muslimen in der Ausübung ihrer Religion eingeräumt werden soll. Bekanntlich entzündete sich der Minarett-Streit am Projekt des Türkischen Kulturvereins Olten und ist ein solothurnischer Nationalrat die treibende Kraft hinter den Einschränkungskampagnen des «Härkinger-Komitees für ein Minarett- und Burkaverbot». 2009 erhielt die Anti-Minarett-Initiative im Kanton eine überdurchschnittliche Unterstützung (64 % statt 57,5 %). Dass andere Minderheitsreligionen im Kanton eine weit unproblematischere Existenz haben, zeigen (auch mit Bildern verschiedener Tempel) andere Abschnitte dieses Kapitels (Bd. II, S. 294–301).

Im Wechselspiel zwischen Bund und Kanton kann man erkennen, worin der kantonale Beitrag zur eidgenössischen Politik besteht und wieweit umgekehrt eidgenössische Politik vom Kanton mitgetragen wird. Letzteres zum Beispiel bei der AHV-Vorlage von 1947, die von Kantonsrat Adrian von Arx, Ständerat Robert Schöpfer und den Bundesräten Hermann Obrecht und Walther Stampfli (alles Solothurner Freisinnige) auf den Weg gebracht und vom Solothurner Stimmvolk mit überdurchschnittlicher Zustimmung (87 % statt 80 %) gutgeheissen wurde. Das führte zum Pressekommentar, dass sich der Kanton «im eidgenössischen Gesamtbild mit Stolz sehen lassen könne» (Bd. I, S. 322). Von Stolz

war offenbar nicht die Rede, als Solothurn 1970 gegen die Schwarzenbach-Überfremdungsinitiative bei einer gesamtschweizerischen Ablehnung von 54 % bloss ein Nein von 48,6 % zustande brachte und sie mit sieben anderen Kantonen annahm. Eine Pressestimme wertete das als grosse Überraschung und nicht dem Ruf gerecht werdend, dass Solothurn ein politisch aufgeschlossener und frei von Emotionen urteilender Kanton sei (Bd. I, S. 101).

«Kultur» eignet sich besonders, um kantonale, regionale und lokale Eigenheiten sichtbar zu machen. Zum Programm einer solchen Geschichte gehört darum auch, herausragende kulturelle Leistungen zu würdigen. In diesem Sinn werden etwa die Schriftsteller Otto F. Walter, Silja Walter, Peter Bichsel, Franz Hohler (alle mehrfach preisgekrönt) vorgestellt. Es wird auch in Erinnerung gerufen, dass in diesem Kanton die gesamtschweizerisch bedeutsamen Filmtage (seit 1965) und die Literaturtage (seit 1979) durchgeführt werden. Ebenfalls gesamtschweizerische Bedeutung erlangte die 1970 auf Initiative des Oltener Literaturwissenschaftlers Peter André Bloch entstandene dissidente Schriftstellervereinigung «Gruppe Olten» (Bd. II, S. 332–338). Eine würdigende Erwähnung (mit Bild) erhält das in den 1960er Jahren aus der Architektenschule von Solothurn hervorgegangene Möbelsystem USM Haller, von dem gesagt wird, dass es als Designklassiker in den 1970er Jahren in die Sammlung des MoMa New York aufgenommen wurde (Bd. II, S. 381).

Die Beziehungen zu den Nachbarkantonen kann verständlicherweise nicht eingehend «auch noch» behandelt werden. So bleibt die Frage unerörtert, ob und wie ein Vergleich mit diesen, insbesondere mit dem Aargau, zusätzliche Erkenntnisse bringen könnte. Die kurzen Ausführungen zu den von Zeit zu Zeit lancierten Vorschlägen, einen Kanton Nordwestschweiz zu bilden, vermitteln gleich drei wesentliche Aussagen: Der Kanton sei ein «spätmittelalterliches Territorium» geblieben, die Siedlungsräume seien aber seit den 1960er Jahren stark über die Kantongrenzen hinausgewachsen, und der Kanton sei den Anziehungskräften der drei Metropolitanregionen Basel, Zürich und Bern ausgesetzt (Bd. II, S. 138 f.). Hier könnte auch noch das Verhältnis der Hauptstadt zum «Rest» des Kantons und das Verhältnis der Stadt Solothurn zu Olten vermehrt thematisiert werden.

Die Hauptfunktion dieser Geschichte besteht darin, der im Kanton Solothurn wohnhaften Bevölkerung die historische Dimension ihrer Gegenwart näher zu bringen, und in einer Nebenfunktion macht sie es möglich, aus einer ausserkantonalen Perspektive diesen Teil der Schweiz wahrzunehmen.

Georg Kreis, Basel

Paul-André Rosental, *Destins de l'eugénisme*, Paris: Éditions du Seuil, 2016 (La librairie du XXI^e siècle), 553 pages, 16 illustrations.

Le livre de Paul-André Rosental renouvelle de manière étonnante l'histoire de l'eugénisme telle qu'elle s'est développée depuis les années 1980. Le pluriel de «destins» et le singulier d'«eugénisme» dans le titre de l'ouvrage indiquent dès l'abord que l'eugénisme constitue plutôt un concept inaltérable, utilisé de manière plus ou moins drastique ou apparente en divers lieux et époques, qu'un mouvement qui, d'une origine unique, aurait essaimé pour aboutir à un éventail d'eugénismes scientifiquement et culturellement déterminés. Cela signifie que les rassurantes différenciations traditionnellement évoquées, notamment pour l'espace francophone, entre eugénismes latin et anglo-saxon ou entre eugénismes positif et négatif ne sont pas forcément pertinentes. Plus encore, cette

approche renvoie dos à dos ceux qui pensent qu'il existe une discontinuité entre le projet eugéniste originel et ses diverses mises en œuvre et ceux qui estiment que le raisonnement eugéniste amène inéluctablement à la barbarie. S'appuyant sur la démarche de la microhistoire, l'auteur revisite à partir de l'historique d'une cité-jardin, les Jardins Ungemach à Strasbourg (1924–années 1980), et de la biographie de son créateur, Alfred Dachert (1875–1972), les thèses habituelles de l'histoire du phénomène eugéniste. Conçues dans l'Alsace allemande entre 1900 et 1910 et réalisées en France après la Première Guerre mondiale, la genèse même de ces résidences interroge la partition supposée entre un eugénisme latin, environnementaliste et quantitatif, et un eugénisme germanique, héréditariste et qualitatif. Il importe aussi de souligner la remarquable longévité de la cité-jardin et de leur créateur qui, sans représenter des éléments notamment influents du développement de l'eugénisme, ont été emblématiques pour plusieurs générations de penseurs, de fonctionnaires et de politiciens. On se plaît à imaginer que l'eugénisme a été rapidement discrédité après une Seconde Guerre mondiale marquée par les atrocités commises en son nom par le régime nazi, mais il apparaît que les conditions fixées pour obtenir la location d'un pavillon des Jardins Ungemach, notamment la capacité de procréer des enfants sains, n'ont pas varié entre 1924 et 1980.

Alors que de nombreuses initiatives ont vu le jour au lendemain de la Première Guerre mondiale afin de fournir des logements sociaux et de permettre aux couches populaires et moyennes d'accéder à la propriété, la cité-jardin de la Fondation Ungemach, du nom d'un industriel philanthrope local, prétendait cibler la classe moyenne tout en privilégiant la location. En outre, cette initiative de logement social se distinguait des réalisations contemporaines du fait qu'elle était «pensée et mise en œuvre comme une expérimentation, comme un laboratoire humain destiné à mesurer la possibilité d'agir sur la 'qualité de la population' par une sélection scientifique de ses résidents, lesquels s'engage[ai]ent contractuellement à atteindre des objectifs de fécondité» (p. 51). Alfred Dachert, le démiurge de cette cité-jardin, était un homme instruit mais qui, privé de hautes études, a dû entrer tôt dans la vie professionnelle. Sa réussite dans les affaires, au sein du groupe Ungemach, lui a permis de donner une réalité à ses rêves: une production littéraire abondante, sous couvert du pseudonyme d'Abel Ruffenach, et la création de la cité-jardin, son «poème de pierres», l'ensemble exprimant sa conception personnelle de l'eugénisme. Sans le destin exceptionnel d'Alfred Dachert, les Jardins Ungemach n'auraient certainement pas vu le jour sous cette forme et cette réussite même est significative de l'existence de courants socio-politiques propres à favoriser le développement de l'eugénisme.

Installée dans la proche périphérie de Strasbourg et inaugurée en 1924, la cité-jardin, avec ses quarante pavillons inspirés de l'architecture régionale, a immédiatement connu un grand succès, 292 ménages ayant déposé leur candidature (p. 36). Succès qui ne s'est pas démenti tout au long de la construction d'une centaine de maisons supplémentaires et par la suite non plus, malgré les aléas socio-politiques du XX^e siècle. L'auteur inscrit du reste minutieusement les soixante années d'existence de la cité-jardin, dans l'organisation voulue par Dachert, non seulement dans l'histoire régionale pour en comprendre la longévité mais également dans le cadre de courants de pensée et de mises en œuvre de systèmes soutenant l'application des thèses eugénistes. Il montre ainsi à quel point la notion de sélection, l'une des opérations caractéristiques des administrations de masse (p. 212), a été constitutive de l'expérience de Dachert et comment elle a permis d'organiser un triage des ménages susceptible de favoriser et d'accroître une population

de qualité. Il expose comment la «clause de progéniture» – les habitations des Jardins Ungemach étaient destinées à de jeunes ménages en bonne santé, désireux d'avoir des enfants et de les élever dans de bonnes conditions d'hygiène et de moralité (p. 221) – impliquant des contrôles et des inspections nourrissant l'élaboration de copieuses statistiques, a finalement été assez bien respectée. Si les années 1930 sont marquées par la résistance de certains résidents refusant d'être réduits au rôle de procréateurs et par la confrontation avec une réalité démographique préoccupante – le vieillissement de la population –, les années 1940 sont évidemment caractérisées par l'occupation nazie, se traduisant entre autre par le placement dans la cité de ses agents ou de personnes qui lui étaient favorables. Ces années chaotiques ont poussé Dachert à trouver le salut des Jardins Ungemach dans leur municipalisation: dès 1950, leur statut est devenu public et ils ont dès lors bénéficié des services administratifs de la ville et d'une forme de reconnaissance collective. L'administration municipale a du reste fidèlement perpétué les règles de la fondation, dans un cadre social qui pourtant évoluait rapidement, notamment grâce à l'implication du premier adjoint au maire durant les années 1960, Roger Bailliard.

Parallèlement aux soubresauts institutionnels animant les décennies d'existence de la cité, Paul-André Rosental évoque l'environnement et les références scientifiques dont a pu se prévaloir l'expérience de Dachert. Si les soutiens savants provenaient au cours des années 1920 et 1930 de manière significative de l'espace anglo-saxon, les intérêts pour la démarche étaient plutôt exprimés après la guerre par des institutions françaises, en particulier l'Institut national d'études démographiques (INED) qui participait au cours des années 1950 à une tentative de réforme de l'eugénisme. Il s'agissait alors, en effet, de confirmer le bien-fondé de la pensée eugéniste, en la débarrassant de ses oripeaux racistes, et d'affirmer avec force la nécessité d'allier quantité et qualité dans l'étude des phénomènes démographiques. Pour l'auteur, on rejoint ainsi une ambition permanente du natalisme à la française: conjuguer le nombre et la valeur. Il n'en reste cependant pas là et il s'attache dans la dernière partie de son ouvrage à démontrer à quel point l'eugénisme a pu inspirer, sous-tendre ou investir de multiples espaces au cours de la seconde moitié du XX^e siècle, de la démographie qualitative aux théories du développement personnel, en passant par la sécurité sociale, l'assimilation socio-culturelle ou la réussite scolaire.

Paul-André Rosental débute son livre en narrant de surprenantes découvertes effectuées dans les archives de l'INED et on peut y voir l'annonce d'un ouvrage qui s'appuie sur un corpus de sources remarquable et sur un appareil de références impressionnant. Outre le renouvellement du regard contemporain sur l'eugénisme, ce travail rigoureux offre une lecture, certes exigeante, mais aussi passionnante par la diversité de ses points de vue et la qualité des acteurs qui y sont évoqués.

Gilles Jeanmonod, Chavannes-près-Renens

Alexandre Elsig, Les Shrapnels du mensonge. La Suisse face à la propagande allemande de la Grande Guerre, Lausanne: Antipodes, 2017, 581 pages.

La Grande Guerre est souvent considérée comme la période où naît la propagande moderne. Les techniques de communication et l'élargissement du public alphabétisé contribuent à faire de ce conflit un «moment» dans l'histoire de la propagande de masse. Au sein de la machinerie mise en place par les États belligérants, les États neutres jouent un rôle prépondérant. Leur étude a déjà suscité un certain nombre de recherches, en particulier sur la France. Alexandre Elsig apporte une pierre importante à cet édifice en se focalisant sur le cas helvétique. Son livre, adapté de sa thèse de doctorat, a pour ambition

d'analyser et de décrypter «les enjeux et les mécanismes qui régissent le combat mené par les propagandes belligérantes en Suisse, à déterminer leurs champs et leurs moyens d'action, à réfléchir à leur impact et à esquisser les réactions et les réponses développées dans la Confédération, qu'elles soient étatiques ou privées.» (p. 19–20)

Le sujet étant vaste, Elsig a décidé de se focaliser sur la propagande allemande en Suisse en étudiant son action institutionnelle avant de chercher à comprendre l'effet de cette propagande et les réponses suisses qui y ont été apportées. Il faut cependant d'ores et déjà préciser que le présent ouvrage va bien au-delà d'une seule analyse de la propagande allemande et que l'auteur n'a de cesse de mettre en perspective ce cas d'étude avec les propagandes d'autres belligérants en Suisse ou avec la propagande allemande dans d'autres pays neutres. Afin d'atteindre les objectifs ambitieux qu'il s'est fixés, Alexandre Elsig a dû consulter un nombre impressionnant de sources. Il s'est en particulier focalisé sur les archives inédites de l'*Auswärtiges Amt*, les archives du contrôle de la presse (par le biais d'archives cantonales et fédérales), sans oublier de très nombreuses publications d'époque, des journaux aux écrits d'intellectuels en passant par les cartes postales et les affiches. L'analyse de ce matériel varié et imposant a permis la rédaction d'un ouvrage fort de quatre parties et quatorze chapitres agencés de façon chronologico-thématique. Si cette étude est structurée en fonction des grandes articulations temporelles ayant marqué la propagande allemande en Suisse, chaque partie permet d'aborder plus précisément l'un des composants de cette propagande.

La Suisse occupe une place singulière au sein des propagandes belligérantes de par ses caractéristiques propres: son positionnement au cœur de l'Europe, en contact avec trois grandes puissances belligérantes; la composition multiculturelle et plurilingue du pays, permettant de faire porter une voix dans les pays culturellement proches; et enfin le rôle de la Suisse comme terre d'asile prisée, un lieu d'où agissent de nombreux mouvements dissidents, nationalistes ou pacifistes. Il n'est dès lors pas étonnant de voir les belligérants être très actifs sur terre helvétique dès le début du conflit. Elsig décrit de façon détaillée la création et le développement des réseaux de propagande, soulignant le moment charnière que constitue l'année 1916. À partir des acteurs qui composent ces réseaux, il montre comment l'Allemagne cherche à étendre son emprise sur tous les domaines de l'information ou de la culture. L'amateurisme des débuts fait place à une véritable machine de guerre.

Au fil des chapitres, Alexandre Elsig s'intéresse successivement à différents aspects de la presse. Les propagandes allemandes ou alliées, quand elles ne fondent pas leurs propres journaux ou revues, cherchent à influencer la presse helvétique en prenant leur contrôle avec plus ou moins de succès. Elles inondent également le marché suisse avec les nouvelles de leurs agences de presse, des magazines et des revues spécialisées. Il faut occuper le plus de place possible, au risque de produire un effet de rejet. Elsig s'intéresse également au rôle, dans cette lutte, de deux maisons d'édition, Wyss et Payot. Les derniers chapitres du livre analysent plus en détail la vaste propagande artistique que met petit à petit en place l'Allemagne. L'auteur nous éclaire sur les fortunes dépensées en expositions et spectacles organisés par le comte Harry Kessler, tout comme il détaille les activités de propagande orientées vers le grand public via le théâtre, les concerts, le cabaret ou le cinéma. Ce foisonnement culturel attire en Suisse les plus grands artistes européens, au grand dam des artistes locaux. Enfin, les belligérants soutiennent discrètement les pacifistes des pays ennemis. Face à ce déferlement, les intellectuels et la Confédération mettent en place un système de contre-propagande plus ou moins efficace: helvétisme et

discours de concorde chez les uns, système de censure chez l'autre. Ces éléments sont présentés en début de livre tandis que l'ouvrage se conclut sur un bilan relativement mitigé de cette «totalisation culturelle».

D'un point de vue plus formel, l'ensemble est clairement structuré, très bien écrit et, bien que dense, se lit aisément. L'index des noms de personnes présent en fin d'ouvrage facilite les recherches plus précises. Si peu d'illustrations sont directement présentes dans le livre, l'auteur et l'éditeur ont eu la bonne idée d'enrichir le livre avec des codes QR ou des liens internet qui permettent de consulter des documents plus visuels en haute définition directement depuis un smartphone ou un ordinateur. Ces images et vidéos apportent une réelle plus-value aux propos d'Elsig. Par contre, nous ne pouvons que vivement regretter l'agencement des notes en fin de chapitre. Cette disposition rend leur consultation passablement fastidieuse, pour ne pas dire décourageante, et ne rend pas hommage à la solidité de l'appareil critique. Dans l'ensemble, Alexandre Elsig nous livre un bel ouvrage d'histoire politique et culturelle. Sa lecture deviendra très certainement un passage obligé pour quiconque s'intéresse de près à l'histoire de la Suisse pendant la Première Guerre mondiale.

Cédric Cotter, Vétroz

Chantal Berthoud, *Le Cycle d'orientation genevois. Une école secondaire pour démocratiser l'accès à la culture 1927–1977*, Gollion: Infolio, 2016, 650 pages.

Tiré d'une thèse de doctorat, l'ouvrage de Chantal Berthoud évoque les trente-cinq ans de genèse et les quinze premières années de l'histoire de l'école moyenne genevoise organisée dès 1962 dans un Cycle d'orientation de l'enseignement secondaire (ci-après CO). Son étude part d'un premier projet d'école moyenne à Genève, dont elle analyse l'échec, et se conclut sur un moment marqué à la fois par le départ du premier directeur général du CO, Robert Hari, et l'adoption par le Grand Conseil genevois de nouvelles finalités assignées à l'Instruction publique qui remplaçaient un texte bien différent de 1940. Dès ses premières pages, et avec raison, ce sont bien les questions de l'orientation et de la sélection, parfois confondues, ainsi que du passage de l'école primaire à l'enseignement secondaire, qui sont au cœur de ce livre très dense. L'auteure souligne notamment la forte, et efficace, résistance des enseignants du secondaire à la perspective d'une remise en cause de leurs statuts distincts: ceux du Collège, la voie gymnasiale classique, ne voulaient pas se retrouver avec le même statut que leurs collègues des autres écoles du secondaire et ceux de l'enseignement secondaire avaient les mêmes craintes vis-à-vis de l'enseignement primaire. Dès lors, ce projet de 1927 a également marqué le point de départ d'une lutte entre enseignants secondaires et instituteurs.

L'une des thèses importantes de cette étude consiste à montrer que la refonte de la loi sur l'instruction publique de 1940 a en réalité posé les jalons d'un développement à venir de l'enseignement secondaire et d'une école moyenne pour tous, et qu'il serait réducteur de n'y voir que la dimension conservatrice des finalités et objectifs qu'elle a introduits en même temps. D'autres projets d'école moyenne voient ensuite le jour, suscitant des tensions entre les mondes du secondaire et du primaire: le premier est accusé d'ignorer complètement les apports de la psychologie du développement et le second de prendre trop d'importance en amont dans l'orientation, ou la sélection, des élèves. Et en toile de fond, c'est aussi la question de la formation du corps enseignant qui se pose, les sciences de l'éducation ne parvenant pas, à ce moment-là, à s'affirmer comme un champ de référence pour l'enseignement secondaire.

Après la guerre et au cours des années cinquante, le canton de Genève est sensible à l'air du temps, exprimé notamment, à l'époque, dans le cadre de la Conférence internationale de l'instruction publique, qui mène à la fois à étendre l'accès des jeunes à la culture et à élargir le recrutement des élites en fonction des besoins nouveaux de la société, en agissant aussi en faveur des élèves méritants de condition modeste. Il est également question de repenser les savoirs pour qu'ils ne soient plus seulement encyclopédiques et préparent mieux les élèves à leur vie future dans la société. Ces attentes nouvelles, associées à l'idée d'un enseignement du second degré désormais conçu en continuité avec le précédent, sont encore complétées par l'idée de réunir toutes les catégories d'élèves dans un même bâtiment. Enfin, la notion d'orientation prend d'autant plus d'importance qu'elle doit alors permettre de diminuer le nombre des élèves qui entrent dans le monde professionnel sans la moindre formation. Sur la base d'un rapport publié en 1959, le projet de CO implique la suppression de la 7^e année primaire pour instaurer un parcours de trois années dont la première se déroulerait dans des classes hétérogènes. Mais ce transfert de l'orientation-sélection dans le secondaire est rendu impossible par les pressions concomitantes et efficaces des enseignants du secondaire, des parents d'élèves et des milieux économiques. Il n'y a donc pas d'hétérogénéité dans les classes de 7^e année du CO qui s'ouvrent en 1962.

Dans la seconde partie de l'ouvrage, enrichie par de nombreux témoignages qu'elle a recueillis, Chantal Berthoud interroge l'écart entre le projet forgé au cours de ces longues années et ce qu'en font ses responsables dès qu'il est mis sur pied. Elle souligne à ce propos le contraste entre la dynamique d'innovation qui va prévaloir et le caractère désuet des finalités de l'instruction publique telles qu'elles avaient été définies en 1940. Dès lors, la reformulation de ces objectifs par les parlementaires genevois en 1977 légitime après coup une évolution déjà largement engagée, avec un fameux alinéa stipulant qu'il faut «tendre à corriger les inégalités de chance scolaire des élèves dès les premiers degrés de l'école» et des éléments concernant une préparation à la vie en société.

La nouvelle école moyenne genevoise s'installe progressivement au cours des années soixante, la cohabitation avec les écoles traditionnelles suscitant de fortes tensions avec le Collège (école gymnasiale) qui reproche au CO de lui envoyer des élèves trop faibles. Du côté du CO et de son premier directeur général, alors même que les objectifs qui leur ont été assignés demeurent imprécis, l'idée d'une orientation continue qui retarde autant que possible les «sélections irréversibles» prédomine. L'heure est ainsi à la démocratisation des études, mais aussi au développement de l'esprit de recherche et de l'esprit critique.

Les nouveaux établissements du CO intègrent tous des innovations comme la présence de psychologues scolaires, des formes de participation menant à de nouvelles formes de dialogue avec les élèves et, surtout, la mixité des classes qui s'impose de fait, sans avoir été prévue dans les projets initiaux, pour des raisons pragmatiques liées notamment à la construction de nouveaux bâtiments. De jeunes enseignants suppléants y sont accueillis, mais aussi, dans un premier temps, des instituteurs issus des anciennes classes de 7^e année primaire. Les contenus des cours sont également repensés. Malgré une crispation constante autour de l'enseignement du latin, qui avait contribué à empêcher l'introduction de classes hétérogènes en 7^e année, une nouvelle section prégymnasiale est introduite qui privilégie les sciences. Des cours innovants sont également proposés aux élèves comme l'information générale (pour la culture générale) ou la critique de l'information (pour l'esprit critique). La question des choix ultérieurs de formation des élèves est aussi présente avec l'information professionnelle. Enfin, un secteur de recherche

est intégré au cœur de l'école moyenne pour examiner les questions liées à l'orientation et contribuer ainsi à la légitimation de cette nouvelle école moyenne, généralisée à partir de 1969.

Le CO a développé d'emblée une politique d'information et de dialogue avec les parents d'élèves, créant le journal mensuel *CO Parents* dès 1967, ainsi qu'une École des parents. Il a lancé des enquêtes auprès de ces parents afin de mieux connaître leur vécu et leurs attentes à son égard. Parallèlement, des contestations politiques émergent à partir d'un mécontentement des milieux économiques contestant l'idée d'un accès de tous les élèves à une culture générale et accusant le CO de vouloir envoyer trop d'élèves dans des études longues. Elles concernent notamment le refus ouvertement exprimé par le directeur général Robert Hari et le conseiller d'État André Chavanne de laisser se développer une apologie des armes et des actions militaires auprès des élèves, conformément aux recommandations du Bureau International de l'Éducation, mais en contradiction avec les objectifs de l'école établis en 1940 et toujours en vigueur. Une enquête officielle est par ailleurs menée sur une prévue politisation du CO, enquête qui aboutit au constat de son inexistence mis à part quelques cas isolés au niveau des enseignants.

En réalité, les enjeux liés à l'orientation-sélection des élèves demeurent très sensibles et portent à la fois sur le passage de l'enseignement primaire au CO, sur les relations avec les écoles de l'enseignement post-obligatoire et surtout sur les modalités pédagogiques de cette orientation continue censée caractériser le CO. Les débats et bilans de la première décennie ont ainsi débouché sur le principe d'une Réforme II qui prévoit une première phase de tronc commun, puis une orientation par des niveaux différenciés en allemand et mathématiques, ainsi qu'un choix de certaines disciplines en option. Mais Chantal Berthoud annonce d'emblée l'échec à venir de la Réforme II: circonscrite à trois établissements et à leurs projets particuliers, elle n'a pu relever d'une vision d'ensemble de l'évolution du CO.

Fruit d'une enquête considérable, ce bel ouvrage est d'une grande richesse et sa lecture fort intéressante. Sa densité aurait certes mérité un index des personnes et des thématiques, même s'il comprend déjà de très utiles annexes. Il reconstruit l'histoire d'une structure-clé de l'enseignement public genevois. Sa première partie consacrée à la longue genèse du CO dès les années vingt est pertinente et nécessaire pour inscrire dans la durée l'importance majeure des enjeux de finalités qui sont posés à l'institution scolaire. La seconde partie qui évoque la création effective et les premiers temps du CO se présente très différemment, compte tenu de la parole de témoins qui accompagne constamment le récit de ces années pionnières. Mais il ne s'agit là que d'initiateurs ou de cadres, et l'auteure a bien raison d'appeler de ses vœux, dans sa conclusion, une autre histoire orale qui puisse rendre compte de l'expérience et des pratiques enseignantes dans les classes; et de l'évolution ultérieure, jusqu'à un présent qui semble chargé de transformations profondes, de la manière dont le CO se situe par rapport aux objectifs légaux de l'école adoptés en 1977 et toujours en vigueur.

Charles Heimberg, Petit-Lancy

Marlen Oehler Brunnenschweiler, **Schweizer Judentümer: Identitätsbilder und Geschichten des Selbst in der Schweizerisch-Jüdischen Presse der 1930er Jahre**, Köln / Weimar / Berlin: Böhlau, 2013, 404 Seiten.

Seit ihrer Begründung im Zuge der Emanzipation spiegelte im deutschsprachigen Raum und weit darüber hinaus die reiche jüdische Presselandschaft die innerjüdischen

Debatten wieder, die sich in der Folge der neuen Wirklichkeit zwischen Abgrenzung, Akzeptanz, Akkulturation und Assimilation entfalteten. Jüdische Antworten auf die Emanzipation umfassten von der Taufe über Reformbewegung, Neoorthodoxie, Sozialismus bis zum Kulturjudentum alle nur denkbaren Identitätsofferten. In dem von der Presse geschaffenen öffentlichen Raum tobten heftigste innerjüdische Kontroversen, dies auch vor dem Hintergrund der Tatsache, dass trotz des Eintritts in die europäische Gesellschaft und trotz aller Angleichungsbemühungen die Judenfeindschaft nicht etwa abnahm, sondern seit den 1870er Jahren als «Antisemitismus» in säkularisierter und pseudowissenschaftlicher Gestalt vehement wieder auflebte.

Dies alles schlug sich auch in der jüdischen Presse nieder. In Zeitungen und Zeitschriften wurden Identitätsentwürfe skizziert und diskutiert. Die Presse sollte dabei die Voraussetzungen schaffen für ein neues jüdisches Bewusstsein. Der religiösen Reform verpflichtete Blätter wetteiferten mit orthodoxen, zionistischen, kulturrückwärtigen und nationaljüdischen Erzeugnissen. «Stärkung nach innen und Vertretung nach aussen» war dabei die Devise auch der jüdischen Presse in der Schweiz, wie sie sich nach 1900 herausbildete. So etwa betonte das vom Zürcher Rabbiner Dr. Martin Littmann seit 1901 herausgegebene *Israelitische Wochenblatt* (IW) bereits in der ersten Ausgabe Folgendes: «Vor allem will die Zeitung die Juden in der Schweiz anregen, Ideen, die der Gesamtheit dienen können, zur Diskussion zu stellen.» Überraschend ist dann die Fülle dieser Ideen, Ideologien und Identitätsentwürfe für eine Gemeinschaft, die offiziell nie mehr als 20'000 Personen zählte.

In ihrer Dissertation geht nun Marlen Oehler Brunschweiler diesen Ideen nach und untersucht die Identitätsbilder und – wie sie sagt – die «Geschichten des Selbst» in der schweizerischen jüdischen Presse der 1930er Jahre. Bedingt durch die europäische Krise und die Machtergreifung der Nationalsozialisten stellte sich in diesen Jahren die Frage nach der Zukunft und Verfasstheit jüdischer Existenz in besonders dringlicher, intensiver und auch drastischer Art und Weise, gerade auch in einer Schweiz, die sich als sicherer und neutraler Hort im Zentrum des europäischen Orkans verstand.

Als erste Autorin überhaupt liefert Oehler Brunschweiler dabei eine Übersicht und eine detaillierte Analyse der schweizerisch-jüdischen Presseerzeugnisse der damaligen Zeit und ihrer Inhalte. Sie konzentriert sich dabei auf die drei grossen jüdischen Blätter der Deutschschweiz, *Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz*, *Jüdische Pressezentrale* und *Jüdisches Heim*. Während das *Jüdische Heim* explizit zionistisch ausgerichtet war, finden sich in den anderen Titeln eine breite Palette an Meinungen und Identitätsangeboten.

Für ihre Untersuchung verwendet Marlen Oehler Brunschweiler die Instrumente der Diskursanalyse nach Michel Foucault. Dies ermöglicht das Herauskristallisieren der Topoi und zeigt, wie diese von der äusseren Realität geprägt wurden, aber gleichzeitig auch Wirklichkeit schufen. Zunächst analysiert die Autorin den Kontext. So waren die 1930er Jahre geprägt von der Weltwirtschaftskrise und dem Aufkommen von Faschismus und Nationalsozialismus. Der Antisemitismus nahm nicht nur in Deutschland epidemische Züge an. Auch in anderen europäischen Ländern war die jüdische Existenz zusehends in der Krise, so etwa in Polen, das mit 3,3 Millionen Menschen die grösste jüdische Gemeinde Europas beherbergte. Auch das Schweizer Judentum sah sich nach 1933 zusehends unter Druck und agierte defensiv, wie Oehler Brunschweiler in ihrer Kontextanalyse klar zeigt. So hätten Fassungslosigkeit, Ohnmacht, Sprachlosigkeit und Agonie die Berichterstattung geprägt, angesichts des Aufstiegs der Nationalsozialisten im Nachbarland und der rechtsradikalen Fronten im eigenen Land. Die Zeichen der Zeit seien schwer zu deuten gewesen. Der Glaube an eine liberale, rechtsstaatlich verfasste und pluralistische Schweiz blieb aber meist gross. Zusehends

seien die Jüdinnen und Juden unter dem Eindruck der «geistigen Landesverteidigung» gestanden, deren Duktus sie übernommen haben, so Marlen Oehler Brunnschweiler. Generell macht sie vier Identitätsofferten fest, welche damals in der jüdischen Presse verhandelt wurden und die sie im Hauptteil der Arbeit analysiert: 1) die Juden als Erinnerungs- und Schicksalsgemeinschaft, 2) die Juden als Kulturgemeinschaft, 3) den Entwurf einer schweizerisch-jüdischen Ethnizität, 4) die Juden als Volksgemeinschaft/Nation, die zum Teil biologisch definiert wurde.

Mit grosser Akribie und Detailtreue arbeitet die Autorin diese Offerten aus zahlreichen Artikeln, Berichten, Kommentaren, Essays, Leitartikeln und Leserbriefen heraus und macht dadurch die Vielfalt der jüdischen Identitätsbilder in der Schweiz der 1930er Jahre sichtbar. Von sogenannt hybriden Identitätsräumen und der Schaffung einer eigenen schweizerisch-jüdischen Identität über religiöse und kulturelle Identifikationen bis hin zu nationaljüdischen und zionistischen Entwürfen ist alles da. Es entsteht das Bild eines unglaublich reichen inneren Diskurses in einer ideell breit aufgestellten Presselandschaft, bei gleichzeitiger Machtlosigkeit nach aussen. Die von der Autorin im Untersuchungszeitraum eruierten und rekonstruierten Entwürfe jüdischer Identitätsofferten bilden eine regelrechte «Ansammlung von Judentümern». Es ergibt sich so ein buntes Bild von höchster Lebendigkeit trotz widrigster Zeitumstände.

Während die Erkenntnis von jüdischer Vielfalt nicht neu ist, so ist es das grosse Verdienst der Autorin, die jüdische Presse der 1930er Jahre erstmals systematisch durchforscht, diese Quelle allgemein zugänglich gemacht und in archäologischer Manier die Autoren, Inhalte, Haltungen, Debatten und Kontroversen der damaligen Zeit in Erinnerung gebracht zu haben. Damit erfüllt die Autorin ein Forschungsdesiderat. Die schwierige Epoche der Geschichte der Schweizer Juden wird durch die vorliegende Arbeit anschaulich. Marlen Oehler Brunnschweilers Studie bildet so eine äusserst wertvolle Grundlage zum Verständnis des Schweizer Judentums und seiner Institutionen in den 1930er Jahren, aber auch noch lange danach, wirkten doch viele der von Oehler Brunnschweiler wiederentdeckten Autoren und Protagonisten für Jahrzehnte in der jüdischen und oft auch in der nichtjüdischen Öffentlichkeit.

Simon Erlanger, IJCF / Universität Luzern

Alexandra Walther, *La Suisse s'interroge ou l'exercice de l'audace*, Lausanne: Antipodes, 2016 (Médias et Histoire), 124 pages.

Ce livre étudie une série de cinq courts-métrages sur la Suisse moderne tournés par le cinéaste Henry Brandt (1921–1998) à l'occasion de l'Exposition nationale de Lausanne, en 1964, qui a reçu plus de 100 millions d'entrées – en considérant les visiteurs retournés plus d'une fois (p. 20). L'intérêt de cette étude historique réside dans l'analyse de la raison d'être de ces documentaires d'une autre époque, censés montrer la Suisse aux Suisses.

Ces courts-métrages d'Henry Brandt sont: *La Suisse est belle* (4 min 10 s), *Problèmes* (3 min 50 s), *La Course au bonheur* (4 min), *Croissance* (4 min 10 s), *Ton pays est dans le monde* (3 min 50 s). Chacun de ces films dure environ quatre minutes et date de 1964; mais en réalité, le cinéaste a travaillé avec sa collaboratrice Jacqueline Veuve durant plus de deux ans à leur préparation (pp. 81 et 84).

Dans l'univers du cinéma documentaire, la question de l'autoportrait national est toujours délicate, comme l'avaient prouvé dans un tout autre contexte certains documentaires produits à la même époque par l'Office national du film du Canada. Mais dans le cas présent, devait-on montrer la Suisse «telle qu'elle est vraiment», c'est-à-dire d'une manière

conforme aux habituels clichés enjolivés et aux portraits de famille, ou peut-on se permettre de critiquer le modèle suisse? Autrement dit, devrait-on commencer un portrait national par une critique de sa société, avant même sa description et sa mise en situation? Ce sont précisément les interrogations auxquelles les décideurs (les membres du «comité-directeur») ont répondu par la négative, et tout le livre montre comment Henry Brandt a tenté de manœuvrer et d'exprimer indirectement ce qu'il ne pouvait pas démontrer directement ou, comme l'écrit habilement Alexandra Walther: «ne pas montrer ce qui a été fait, mais ce qui reste à faire» (p. 78).

L'ouvrage se subdivise en trois parties. Dans sa préface, Malik Melihi souligne fort à propos l'actualité des thèmes abordés initialement dans ces films d'Henry Brandt, même pour un spectateur du XXI^e siècle (et j'ajouterais, pour un observateur qui ne serait pas forcément suisse): «pollution de l'air et de l'eau, la surpopulation, le vieillissement de la population, la population étrangère, la surconsommation, la course à l'argent» (p. 12). On comprend que le cinéaste Henry Brandt – dont on pourrait noter le prochain centenaire – a dû faire approuver ses projets avant même l'étape de la scénarisation et faire face à des mises en garde, des avertissements, à des cahiers de charge, à des demandes de refonte (p. 85) de la part d'une multitude de décideurs. Selon la formule éloquente d'Alexandra Walther, le réalisateur Henry Brandt aura néanmoins réussi à «transcender les contraintes» (p. 105). Les possibilités de nuances entre l'hagiographie et la critique semblent relativement minces. Dans un entretien radiophonique datant de 1964, Henry Brandt déclarera spontanément son agacement et son impuissance: «Nous n'avons pour ainsi dire pas la possibilité de faire des films libres» (p. 104).

Les problèmes soulevés par Henry Brandt sont indéniablement pertinents et dépassent une simple description du «sentiment national suisse»: accès limité aux études supérieures, troubles de la jeunesse, vieillissement de la population (p. 77). Mais les questions que le cinéaste a été incité à écarter avant même le tournage sembleront encore plus dérangeantes: «adolescents à problème, le divorce, l'alcoolisme, le suicide, la solitude, la peur des idées audacieuses et nouvelles (...)» et bien d'autres sujets (p. 82). Mais on voit que les films d'Henry Brandt dérangent par les messages qu'ils véhiculent: «Les parents sont obsédés par l'apparence et la consommation. Ils n'ont pas de vie sociale (ils mangent seuls à midi et le père boit un verre en solitaire après le travail)» (p. 93).

Le livre *La Suisse s'interroge ou l'exercice de l'audace* intéressera particulièrement les historiens du cinéma mais aussi les sociologues, anthropologues et juristes voulant comprendre les mécanismes et rouages de la censure ou, du moins, du contrôle institutionnel du contenu des films et ce, même dans «un pays libre», à une époque où l'expression même d'identité nationale n'existant pas en tant que telle. La principale force de cette démonstration réside dans la quantité d'éléments historiques (liés à la préproduction) et analytiques apportés pour un corpus filmique somme toute très bref, totalisant moins d'une demi-heure. Mais on comprendra qu'en dehors des limites helvétiques, l'intérêt de ce petit livre contenant très peu d'illustrations sera bien moindre. Malgré quelques petites fautes d'orthographe (par exemple le nom du cinéaste d'animation canadien Norman McLaren), le style d'Alexandra Walther est vivant et bien documenté; c'est assurément l'étude la plus précise consacrée à Henry Brandt.

Yves Laberge, Université d'Ottawa